

Ich war Jack Mortimer

by Alexander Lernet-Holenia, 1897-1976

Veröffentlicht: 1933

¶¶¶¶¶ ¶¶¶¶¶

Inhalt

Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 10

¶¶¶¶¶ ¶¶¶¶¶

Kapitel 1

Auf dem Hohen Markt, hinter einer Front von Mietwagen, die, nebeneinander aufgefahren, an der Fahrbahn standen, unterhielten sich in Gruppen die Chauffeure, plauderten und rauchten Zigaretten.

Schwärme von Tauben, graue, schillernde und purpurfüßige weiße, pickten zwischen den Verkaufständen die Abfälle vom Pflaster des hügelig ansteigenden Platzes oder flatterten von Zeit zu Zeit auf, um oben zu kreisen und sich auf die Simse der Häuser, insbesondere eines rosenrot getünchten Palais, niederzulassen, auf dem die meisten von ihnen nisteten.

Der Himmel war trüb. Die Fensterreihen blinkten wie erblindetes Silber. Überall roch es nach Gemüse, Blumen und Obst.

Es war ein lauer Tag im November.

Zwei Wagen am linken Ende der Aufstellung verließen, mit Fahrgästen, rasch nacheinander den Platz, und schon rief jemand den Namen auch des nächsten Fahrers, der, im offenem Mantel und mit aufgestützten Ellbogen, an der Balustrade des Denkmals lehnend, das dort steht, mit einigen anderen sich unterhielt.

Er war ein junger Mensch von etwa dreißig Jahren, mit brünetten Brauen und mit Augen von fast schwarzem Blau.

Er tat, als er sich rufen hörte, rasch noch einen Zug aus seiner Zigarette, warf sie fort und eilte, den Mantel schließend, seinem Wagen zu.

Eine Dame in einem dunklen, zart gestreiften Kostüm, einen Fuchs um die Schultern, war eben im Begriff einzusteigen. Einen Fuß hatte sie schon mit einer Bewegung, die entzückend war, auf das Trittbrett gesetzt, in der behandschuhten linken Hand hielt sie, geöffnet, ihre Tasche und sah sich im Spiegel an, mit der rechten, bloßen, richtete sie sich das Haar unterm Hut zurecht.

Sie mochte kaum zwanzig sein; sie war gut, wenn auch mit einer Spur jener Nachlässigkeit gekleidet, die bei ganz jungen Mädchen so reizend ist.

Mit dem kleinen Finger verwischte sie nun die Schminke auf ihren Lippen und sah ihren Mund prüfend an, als der Chauffeur eben herantrat. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Er sah es, hinter ihr stehend, nur einen Augenblick lang im Spiegel. Große graue Augen, unter dem Rand eines kurzen Schleiers, blickten ihm entgegen, als sie den Spiegel hob, um zu sehen, wer hinter ihr stünde.

Der Chauffeur verbeugte sich, trat zurück und zog den Schlag auf.

„Prinz-Eugen-Straße 62,“ sagte sie, ohne sich umzuwenden, und die Tasche schließend, schob sie sie unter den Arm und stieg in den Wagen.

Der Chauffeur drückte den Schlag zu. Zwei andere, während er sich an den Volant setzte, machten ihm Zeichen. Indem er den Motor anspringen ließ, sah er sie fragend an.

„Hübsch!“ deuteten sie.

„Wie?“ fragte er, als verstünde er nicht.

Die zwei zeigten in den Wagen.

Er murmelte irgend etwas und sah zu, daß er weiterkam. Denn noch war er nicht auf die Fahrbahn eingebogen, als ihm eine Röte ins Gesicht stieg.

Die zwei, die seine Verlegenheit bemerkt hatten, grinnten ihm nach.

Als er den direkten Gang im Wagen hatte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

Er war nun schon mitten im Gewühl der Straße.

Trotzdem wendete er plötzlich kurz den Kopf zurück, konnte aber, weil die Scheiben blendeten, das Mädchen im Fond nicht sehen.

Nach ein paar Augenblicken griff er zum Spiegel am Windschutz und drehte ihn langsam hereinzu, bis er sie sah.

Sie saß mit überschlagenen Beinen, hielt die Tasche auf dem Schoß und blickte aus dem Fenster.

Er mußte an der nächsten Straßenkreuzung anhalten. Er saß und starrte, während er hielt, in den Spiegel. Auch im Weiterfahren blickte er immerzu hinein.

Demzufolge stieß er in der Kärntnerstraße fast mit einem anderen Wagen zusammen, der aus einer Seitengasse hervorkam. Er hielt aber, im letzten Moment noch, mit einem heftigen Ruck an, und der andere Fahrer, kopfschüttelnd, bog vor ihm herein. Er folgte ihm dichtauf, bis der andere, knapp bevor man zur Oper kam, anhielt, was er neuerlich übersah, indem er ihm, ehe er zum Stehen kam, den Wagen mit dem Stoßfänger noch eine Handbreit weiterschob.

Der Vordere drehte sich laut fluchend um, stieg aus und rannte nach rückwärts, um nachzusehen, was geschehen sei, und auch der Schutzmann, der an der Kreuzung stand, kam, als er die Szene sah, herbei.

„Er kann nicht fahren!“ schrie der Gerammte, indem er den Benzintank seines Wagens abgriff, „er wäre auch schon vorhin fast in mich hinein!“

„Wie heißen Sie?“ rief der Schutzmann.

„Ferdinand Sponer,“ gab der junge Mensch betreten an. Da sich aber herausstellte, daß weiter nichts passiert sei, so winkte der Schutzmann, weiterzufahren. „Passen Sie besser auf!“ befahl er, indem er an seinen Platz zurückkehrte, und der andere Chauffeur stieg, immer noch fluchend, wieder auf seinen Sitz. Sponer aber wendete sich herum und sagte zur Schönen in seinem Wagen: „Verzeihen Sie vielmals!“

„Warum,“ rief sie ihm aus dem Fond zu, „sind Sie denn nicht über die Seilerstätte, wenn Sie schon nicht fahren können?“

Die Seilerstätte ist eine ruhige Parallelgasse zur Kärntnerstraße, mit wenig Verkehr.

„Ach, ich kann ja fahren,“ murmelte er und lächelte unsicher.

„Vorwärts!“ schrie der Polizist. Der vordere Wagen war inzwischen schon weg. Hinter Sponer stauten sich die andern. Er drehte sich hastig wieder nach vorn und brachte den Wagen in Gang. Bei der Oper bog er nach links in die Mahlerstraße hinterm Grand-Hotel, dann nach rechts, kam über die Ringstraße, überquerte, nun mit stets wachsender Schnelle, den Schwarzenbergerplatz und raste die Prinz-Eugen-Straße hinauf. Bei Nummer 62 wendete er im Schwung herum und hielt, mit der Richtung wieder gegen die Stadt zu, vor dem Hause an.

„Entschuldigen Sie nochmals!“ sagte er, als die Schöne ausstieg. Sie zahlte, warf ihm einen Blick zu und schüttelte den Kopf. Er versuchte wieder zu lächeln. Sie wandte sich ab und schritt auf das Haustor zu. Die Bewegung, mit der sie den in das große Tor eingelassenen kleinen Flügel aufschob, war wundervoll.

Er sah ihr nach, bis der Flügel hinter ihr wieder zufiel. Dann starrte er das Tor an.

Nach einigen Minuten bemerkte er, daß er das Geld noch immer in der Hand hielt, wie er es genommen.

Er brachte den Wagen in Gang, führte ihn aber nur ein paar Schritte weiter, hielt dann wieder an und stieg aus. Nachdem er ein paar Momente neben dem Wagen zögernd gestanden, ging er auf das Haustor zu und trat gleichfalls ein.

In der hohen, Holzgeplasterten Einfahrt, durch deren anderes gläsernes Tor ein verwildernder Garten hereinwinkte, sah er rechts die Portierloge, links die offene Tür zum Treppenhaus.

Eine mächtige, vergoldete Laterne hing vom dekorierten Plafond, und kleine Gehsteige führten rechts und links von der Einfahrt nach rückwärts.

Er trat in das Treppenhaus und blickte den hohen, weiten Schacht, in dem die Treppe sich um den Lift schlang, hinauf. Kein Schritt war mehr auf den Stufen und auf den Treppenabsätzen zu hören.

An der Wand hing ein schwarzpoliertes, gerahmtes Brett mit nummerierten weißen Klingelknöpfen. Unter jedem der Knöpfe war eine Visitenkarte mit dem Namen der Parteien eingelassen, zu denen die Leitungen führten.

Er las die Namen, indem er, weil es hier unten schon ziemlich dunkel war, ein Streichholz anriß. Offiziere, Beamte, Aristokraten, dazwischen auch ein Industrieller, wohnten im Hause.

Er versuchte sich vorzustellen, wer von diesen Leuten eine Tochter haben könne wie die Schöne, die er hergebracht hatte, oder zu wem von ihnen ein Mädchen wie sie gegangen sein mochte, in einem dunkelgrauen Kostüm, mit einem Fuchs um die Schultern, oder wen eine junge Dame, sehr gut, wenn auch mit einer leichten, bezaubernden Spur von Nachlässigkeit gekleidet, hier besucht haben könne.

Aber die Namen verrieten nichts.

Sie verrieten nicht, in welche der Wohnungen sie gegangen war, oder was sie dort tat, ob sie nun bei ihren Eltern war oder bei Bekannten, mit denen sie Tee trank, oder bei einem Freund, der sie umarmte und den sie küßte.

Das Streichholz brannte zu Ende und versengte ihm die Finger. Er ließ es fallen, trat es aus und stand im Halbdunkel.

Schließlich verließ er das Treppenhaus, blieb einen Moment lang unschlüssig vor der Portierloge stehen und trat ein. Er öffnete die Glastür, durchschritt die Loge und klinkte die Wohnungstür auf. Zwei Stufen führten in eine Art Wohnküche hinab.

Ein Kind spielte mitten im Raume, und neben der Tür, an einem mit blaugemusterter Leinwand überzogenen Tisch, saß, bei Licht natürlich, eine Frau von etwa fünf und vierzig und tat, was Portiersleute in ihren Wohnungen stets tun: bei Licht dasitzen, Kaffee trinken, Zeitung lesen und an familiäre Angelegenheiten denken.

Sie blickte, als Sponer eintrat, auf.

„Ist hier nicht,“ fragte er, „eine junge Dame ins Haus? Vor fünf Minuten etwa.“ Und als sie ihn ansah: „In einem grauen Kostüm, mit einem Fuchs.“

„Warum?“ fragte die Frau, tunkte ein Stück Semmel in den Kaffee und sah wieder in die Zeitung.

„Ich habe einen Brief für sie.“

Die Frau streckte die Hand aus, um ihn in Empfang zu nehmen.

„Persönlich abzugeben,“ erklärte er.

„Zweiter Stock rechts,“ sagte die Frau, „Gräfin Düneward.“ Und sie steckte den Bissen in den Mund und blätterte die Zeitung um.

So? dachte er. Eine Gräfin. Wahrscheinlich die Tochter. Und indem er der Portiersfrau in die Zeitung blickte, in der Mordtaten in Federzeichnung dargestellt waren, sagte er: „Nein, nicht die...“

„Die was?“ fragte die Frau.

„Nicht die Gräfin.“ Und es fiel ihm ein, in seinen Taschen zu suchen und irgendeinen Brief hervorzuziehen. Er tat, als sähe er die Adresse nach.

„Die Nichte?“ fragte die Frau.

„Jawohl,“ sagte er auf gut Glück, „die Komtesse.“

„Die ist ja gar keine Komtesse.“

„Nicht? Nun,“ meinte er, „es steht ja auch nicht hier. Aber wahrscheinlich ist es doch die Nichte.“

„Zeigen Sie her,“ sagte sie und streckte die Hand wiederum zum Brief aus.

„Nein, ich möchte bloß wissen, ob der Name stimmt.“

„Raschitz?“

„Ja,“ sagte er, denn es blieb ihm nun nichts übrig, als es zu bestätigen. „Und der Vorname?“

Sie wollte wiederum in den Brief sehen.

Er steckte ihn ein. „Es wird schon stimmen,“ meinte er. Den Vornamen bekam er nicht heraus. „Zweiter Stock rechts also?“ sagte er. „Danke.“ Und er schob die Kappe zurecht und ging. Sie sah ihm nach, er merkte es, als er die Logentür schloß. Sie war neugierig geworden und an die Wohnungstür getreten. Er mußte also so tun, als wolle er hinauf, den Brief abgeben. Er trat in das Treppenhaus, ging ein paar Stufen hinauf und blieb stehen. Es fiel ihm aber ein, daß er wirklich hinaufgehen könne. Er stieg also weiter treppauf. Im zweiten Stock, an der Tür rechts, sah er eine Messingtafel, darauf den Namen *Düneward*.

Er wartete zwei oder drei Minuten, dann ging er die Treppe wieder hinab. Als er in die Einfahrt kam, sah er, daß die Portiersfrau noch immer an ihrer Wohnungstür stand und herausah. Vor dem Hause setzte er sich in seinen Wagen und begann zu warten.

Hin und wieder fuhr eine Straßenbahn die Prinz-Eugen-Straße hinauf oder hinab, und ein paar Autos jagten vorüber.

Aus dem Schwarzenbergpark duftete das welkende Laub.

Zwei Leuten, die einsteigen wollten, erklärte er, er sei bestellt.

Er wartete bis gegen halb acht Uhr.

Es war längst dunkel geworden, ein starker Wind begann zu wehen, und die Laternen flackerten und schwankten.

Einmal trat die Portiersfrau aus dem Haustor, erkannte ihn aber nicht, weil er das Gesicht wegwendete.

Um halb acht ungefähr erschien die Schöne, in Begleitung zweier älterer Herren, die ausgezeichnet aussahen und etwa auf die Art gewesener Kavallerieoffiziere gekleidet waren. Die drei nahmen von dem Wagen keine Notiz. Sie gingen vorbei und plauderten vom Bridge.

Sie gingen die Straße hinab. Sponer fuhr langsam hinter ihnen her. Nach einiger Zeit bogen sie nach links in eine Quergasse, dann wieder nach rechts in die Alleegasse. Vor dem Haus Nummer 16 blieben sie stehen. Die beiden Herren ver-

abschiedeten sich, das Mädchen trat in das Haus, und die Herren gingen stadtwärts davon.

Von den Portiersleuten in der Alleegasse und vom Oberkellner des nahe gelegenen Café Attaché, insbesondere aber von einem Kommissionär, der dort entweder an der Ecke saß oder in einem Gasthause gegenüber, das an einem Schild mit zwei weißen Pferden kenntlich war, ermittelte Sponer noch im Laufe des Abends und des nächsten Vormittags: die Schöne heiße Marisabelle von Raschitz, sei Tochter eines Majors und in der Tat die Nichte der Gräfin Dünewald in der Prinz-Eugen-Straße, der Witwe eines Grafen Dünewald, gewesenen Oberhofmeisters der Erzherzogin Maria Isabella, nach der auch das Fräulein, das der Kommissionär schon von Kind auf kannte, getauft worden. Der Major Raschitz, sagte er, gelte immer noch für vermögend. Marisabelle habe auch noch einen Bruder. Auch den kannte der Kommissionär von jeher. Er habe, sagte er, mit den beiden schönen Kindern oft geplaudert, wenn man sie spazierengeführt. In Wien plauderten die Kinder auch exklusiver Leute früher gerne mit den Dienstmädchen an den Straßenecken oder mit den alten Invaliden im Belvederegarten. Diese Invaliden trugen noch die Uniform längst vergangener Zeiten, waren einarmig oder hatten Stelzbeine, beaufsichtigten die Parkanlagen und unterhielten sich mit den Kleinen und den Kinderfrauen; und der Kommissionär kam auf vergangene Zeiten zu sprechen, auf die Erzherzogin, auf die alte Hofhaltung und die Wagen mit den goldenen Rädern. Sponer hörte ihm eine Zeitlang zu, nickte dann zerstreut und stieg wieder in seinen Wagen.

In der nächsten Querstraße gab es einen Autostandplatz. Dahin stellte er den Wagen, stieg aus und ging bis zur Ecke vor, von der aus er das Haus beobachten konnte. Als aber die Wagen, die vor ihm gestanden hatten, Fahrgäste gefunden und die Reihe an ihn gekommen wäre, erklärte er, nachdem er schon vorgefahren war, er habe einen Defekt, und ließ andere an die Tour. Einige von den anderen Chauffeuren wollten den Defekt nachsehen helfen. Sponer lehnte jedoch ab. Er machte sich allein am Motor zu schaffen.

Gegen elf Uhr sah er Marisabelle aus dem Haus treten. Sie trug einen braunen Rock und dazu eine kurze Pelzjacke. Die langen Handschuhe hatte sie noch unterm Arm, begann aber, stadtwärts gehend, sie anzuziehen.

Unmittelbar darauf öffneten sich die Torflügel des Hauses, und es erschien ein geschlossener Cadillac. Zwei Herren saßen im Fond. Der Cadillac bog in die Querstraße ein, in der Sponer an seinem Motor laborierte.

Er unterbrach die Arbeit, trat zum Kommissionär hin und fragte, wem dieser Wagen gehöre.

Einem Fabrikanten, gab der Kommissionär an, einem gewissen Soundso, der gleichfalls dort im Haus wohne. Sponer merkte sich den Namen nicht. Aber ob auch die Raschitz einen Wagen besäßen? fragte er.

Ja, sagte der Kommissionär, die hätten auch einen Wagen.

Sponer nahm nun einen Fahrgast an, später, bei der Kirche zu den Neun Chören der Engel, einen zweiten, der eine Menge Besorgungen in unterschiedlichen Kanzleien und Ämtern zu erledigen hatte und Sponer zwischendurch warten ließ. Als er aber, gegen ein Uhr, in der Schwarzspanierstraße, mit diesen Angelegenheiten noch immer nicht zu Ende zu sein schien, erklärte ihm Sponer, er solle aus-

steigen, er habe jetzt keine Zeit mehr. In schnellster Fahrt kehrte er in die Allee-gasse zurück und stellte sich dort auf, um Marisabelle nach Hause zurückkehren zu sehen.

Allein sie kam nicht, und gegen zwei Uhr mußte er sich sagen, daß er sie wohl versäumt habe. Er aß ein paar Bissen im Wirtshaus zu den Zwei Schimmeln, in Gesellschaft des Kommissionärs, der daneben Bier trank und immerzu ihm und anderen von der ehemaligen kaiserlichen Hofhaltung erzählte. In Wien gibt es noch eine Menge solcher alter Kommissionäre, kleiner Beamten, früherer Bedien-ten und ähnlicher Leute, die Bartkoteletten tragen und vom Hof schwärmen, von der Arcierenleibgarde, von den ungeheuren Trinkgeldern ausländischer Potenta-ten, die beim Kaiser zu Gast gewesen waren, und von ähnlichem mehr. Sponer, der neunundzwanzig war und von dem allem nur mehr eine vage Vorstellung hat-te, hörte recht aufmerksam zu und sah fortwährend über die Gasse hinüber, zu den mit gerafften Vorhängen verhängten Fenstern des Hauses, das er beobachtete.

Ich werde mich, dachte er, so vor ihr Haus stellen, daß ich sie, wenn sie nach-mittags ausgeht, fragen kann, ob sie einen Wagen wünscht.

Er zahlte, ging hinaus und fuhr den Wagen in die Alleegasse. Vor dem Haustor hielt er, mit der Richtung gegen die Stadt an. Nach einiger Zeit fragte ihn ein Schutzmann, was er da so lange stünde. Er sei hierherbestellt, erklärte Sponer. Der Fahrgast käme eben so lange Zeit nicht. Er sei noch oben im Hause.

Auch der Kommissionär, dem Sponers Benehmen nun aufzufallen begann, trat heran und stellte eine Frage, auf die Sponer jedoch nicht achtgab. Denn in diesem Moment trat Marisabelle aus dem Hause. Sie trug einen dunklen Mantel und ei-nen zweifarbigem Hut.

Sponer sprang sofort von seinem Sitz auf und trat auf sie zu.

„Einen Wagen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und war schon im Begriff vorüberzugehen, als sie ihn wiedererkannte.

„Ach?“ sagte sie, und weil er so nahe bei ihr stand: „Sie sind das?“ ging dann aber sogleich weiter.

„Ja,“ sagte er, „ich,“ und er bemühte sich, nach Worten suchend, ihr in den Weg zu treten. „Möchten Sie... wollen Sie nicht doch mit mir fahren? Es war mir ge- stern so unangenehm, daß Sie nicht zufrieden gewesen sind. Ich fahre sonst wirk- lich ganz gut...“

Sie sah ihn an. Der Schatten eines Lächelns huschte um ihren Mund. Für einen Augenblick lang sah man den schneeigen Blitz ihrer Zähne.

„So?“ meinte sie. „Seit wann sind Sie eigentlich Fahrer?“

„Seit vier Jahren. Chauffieren Sie selbst?“

„Ich?“ fragte sie erstaunt.

„Ja.“

„Ein wenig,“ meinte sie.

„Ich dachte ja, daß Sie einen Wagen hätten. Auch ich,“ setzte er rasch hinzu, „habe natürlich woanders chauffieren gelernt... bei Verwandten, nicht wahr.“ Und er machte einen Augenblick lang eine Pause. Sie sah ihn an, als wisse sie nicht, warum er „nicht wahr“ sagte. Was für Verwandte? dachte sie wohl. Was können das schon für... „Ich hätte ja,“ fuhr er aber eilig fort, „ursprünglich etwas ganz an- deres werden sollen als Chauffeur...“

„Ach?“ meinte sie und machte gleichzeitig eine Bewegung, als wendete sie sich wieder zum Gehen.

„Ja,“ sagte er rasch, „ich war sogar noch ein Jahr lang in... in einer Kadettenschule... Mein Vater war nämlich...“

Daß er Kadett gewesen war, schien ihr gleichgültig zu sein. „Na ja,“ sagte sie, „es gibt ja jetzt Chauffeure aus ganz verschiedenen Milieus. Es ist eben... man muß eben...“

Er versuchte sie anzulächeln. Sie blickte woanders hin, sah ihn dann aber wieder an. Er war über mittelgroß, gut gewachsen, nur hatte er ein wenig derbe Hände. Als sie ihm ins Gesicht sah, fand sie, er hätte hübsche Augen.

Eine leichte Röte stieg ihr ins Gesicht. Sie nickte kurz und wandte sich ab.

„Keinen Wagen also?“ fragte er.

„Nein, danke,“ sagte sie rasch und ging.

Er starrte ihr nach.

Kapitel 2

Um sechs Uhr wurde er abgelöst. Er brachte den Wagen aber nicht heim, sondern übergab ihn in der Margartenstraße, samt der Verrechnung, dem Fahrer Georg Haintl. Dann fuhr er mit der Straßenbahn nach Fünfhaus, einem der äußeren Bezirke, wo er, in der Nähe seiner Garage, bei einem Bahnbediensteten, Oxenbauer, ein Zimmer bewohnte.

Er setzte sich, im Mantel, auf sein Bett und lehnte sich mit dem Rücken an den Wandteppich, ein verschlissenes Ding, auf dem ein Brackierhund einen Hasen jagte.

Aus dem Nebenzimmer roch es, durch die geschlossene und mit einem Waschtisch verstellte Tür, nach Petroleum.

Er stand auf und stieß das Fenster auf.

Jenseits des Hofes, der bloß von einer niederen Mauer abgegrenzt war, blinkten, um ein großes, unbebautes Grundstück, die Laternen der Straßenzüge. Buschwerk, das im Nebenhof wuchs, rauschte im Wind aus dem Dunkel herauf. Er zog den Mantel aus, warf sich aufs Bett und zündete sich eine Zigarette an.

Kurz darauf brachte ihm die Tochter des Oxenbauer, ein halbwüchsiges Mädel, auf einem schwarzen, mit abgeschabtem Gold gemusterten Tablett das Abendessen. Sie wollte es auf den Nachttisch stellen, er machte ihr jedoch mit dem Kopf ein Zeichen, sie solle es auf den Tisch setzen.

Warum es von nebenan so nach Petroleum röche? fragte er.

Es röche doch gar nicht, sagte sie.

Natürlich! fuhr er sie an. Aber immer, wenn es wo röche, hieße es, es röche nicht, und wenn eine Suppe sauer sei, würde behauptet, sie sei gar nicht sauer, und so weiter!

Sie ging hinaus und schlug die Tür zu. Er sah ihr unter zusammengezogenen Brauen nach.

Sie konnte ihn nicht leiden, weil sie die Marie Fiala nicht mochte.

Die Fiala war seine Freundin.

Sie erschien etwa zehn Minuten später. Als sie eintrat, lag er noch immer auf dem Bett und hatte nichts gegessen.

Sie küßte ihn und fragte, warum er nichts angerührt habe. Ob er nicht essen wolle? Sie würden ins Kino zu spät kommen. Außer, er wolle gar nicht ins Kino. Dann brauchten sie nicht zu gehen. Ihr läge nicht soviel daran. Und sie setzte sich, im Mantel, zu ihm.

Er wolle eigentlich wirklich nicht gehen, meinte er. Sie nickte, stand auf und zog den Mantel aus. Er trat inzwischen an den Tisch und aß ein paar Bissen. Sie setzte sich gleichfalls zum Tisch. Sie war nicht hübsch, hatte aber eine gute Figur und wundervolles blondes Haar, das nun im Licht der Lampe flimmerte.

Ob sie ihm vielleicht ein paar von seinen Sachen in Ordnung bringen solle, fragte sie.

Das wäre sehr lieb von ihr, murmelte er, nahm die Tasse mit dem Essen und stellte sie vor die Tür. Ob sie übrigens schon gegessen habe, fragte er, als er zurückkam. Ja, sie habe schon, sagte sie. Sie hatte den Schrank geöffnet, nahm ein paar Wäschestücke heraus und hielt sie, um sie nachzusehen, unter das Licht der Lampe.

Aber sie könnten ja auch später noch ins Kino, meinte er.

Es sei ihr wirklich nicht darum zu tun, erwiderte sie. Sie nahm ihre Tasche zur Hand und suchte nach Nadel und Faden. Er bot ihr zu rauchen an, und mit der Zigarette im Mund begann sie zu arbeiten.

Er schloß das Fenster und setzte sich wieder aufs Bett, stützte sich auf den Ellbogen und sah ihr zu. Das Licht schimmerte auf ihrem Haar.

Sie hatten heiraten wollen, es aber immer wieder, unter verschiedenen Vorwänden, hinausgeschoben, in Wirklichkeit aber wohl nur, weil sie einander schon zu lange kannten. Eine Stellung als Verkäuferin hatte sie inzwischen verloren, war dann monatelang ohne Beschäftigung gewesen, nun half sie hie und da bei einer Freundin aus, die Hauswäsche zum Nähen übernahm und Monogramme stickte.

Sie hoffte natürlich immer noch, daß er sie heiraten werde, allein sie sprach nie davon.

Er sah sie, während sie arbeitete, an und machte manchmal eine Bemerkung. Sie fragte ihn, wo er tagsüber gewesen sei, und er fragte sie, was sie getan habe.

Hin und wieder trug sie die durchgesehenen Sachen zum Schrank zurück und holte neue zum Tisch.

Dann steckte sie die Nadel weg. Er küßte ihr die Hände, zog sie zu sich empor und küßte sie auf den Mund. Dann schmiegen sie die Wangen aneinander.

So blieben sie eine Zeitlang und hörten, wie der Wind ums Haus strich. Und sie dachten, wie lange sie einander schon kannten. Vielmehr: sie dachten es nicht, sie spürten es bloß, wie traurig sie waren.

Gegen neun Uhr gingen sie doch noch ins Kino.

Dann brachte er sie nach Hause.

Er hatte dienstfrei bis zu Mittag am nächsten Tag.

Gegen neun Uhr morgens fuhr er mit der Straßenbahn in die Stadt.

Den Kommissionär sah er in der Alleegasse nicht. Er hatte offenbar einen Auftrag erhalten. Er konnte also, ohne sich lästigen Gesprächen auszusetzen, vor Marisabelles Haus auf und ab gehen.

Es war ein sonniger Herbsttag. Oben, wo die Straße schon anstieg, wehte der Wind welches Laub aus dem Garten des Theresianums. Die hohen Fensterscheiben der Palais spiegelten den Himmel.

Sponer blieb vor einem Packard stehen, der vor einem der Häuser hielt. Der Chauffeur begann ein Gespräch mit ihm, gleich darauf aber erschien der Eigner des Packard, und der Wagen fuhr davon.

Gegen elf kam Marisabelle aus dem Tor. Sie trug wieder das graue Kostüm und den Fuchs um die Schultern.

Sponer trat sogleich auf sie zu, noch ehe sie das Tor geschlossen hatte, und sein Herz begann ihm bis in den Hals hinauf zu schlagen.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, „daß ich Sie gestern belästigt habe, ich wollte... ich bin...“

Sie sah ihn, indem sie das Tor zufallen ließ, an.

„Ich bin aber,“ fuhr er rasch fort, „heute ohne Wagen da, ich wollte nur um Entschuldigung bitten.“

Sie antwortete nicht sogleich. „Warum?“ fragte sie schließlich.

„Wegen gestern,“ sagte er. „Ich wollte Ihnen nicht dadurch lästig fallen, daß ich Ihnen den Wagen angetragen habe.“

„Ach so,“ meinte sie und schien noch etwas dazusetzen zu wollen.

„Ich hätte aber,“ sagte er, „sonst keine Gelegenheit gehabt, Sie zu sprechen...“

„Sie wollten mich sprechen?“

„Ja,“ sagte er und blickte zu Boden.

Sie lehnte mit der Schulter am Tor und lächelte, er merkte es jedoch nicht, denn als er wieder aufblickte, fragte sie bloß: „Warum wollten Sie mich sprechen?“

„Ich wollte,“ sagte er nach einem Moment, „Sie nur überhaupt... Sie nur überhaupt sehen...“

Sie zog die Tasche, die sie unterm linken Arm trug, hervor, schob sie unter den rechten und drehte einen Moment lang an ihren Handschuhfingern.

Dann blickte sie Sponer wieder an.

„Sie gingen aber,“ sagte er, „so rasch fort... Ich begreife ja, daß es Ihnen unangenehm war, von mir angesprochen zu werden, verzeihen Sie, aber ich hatte doch sonst keine Gelegenheit, Sie...“

Sie sah ihn, während er sprach, an, auch als er abbrach, blickte sie ihm weiter ins Gesicht, schließlich schlug sie die Augen nieder.

„Hören Sie,“ sagte sie, indem sie die Handschuhstulpen hochzog, „Sie können mich ja auch wirklich hier nicht ansprechen.“

„Würden Sie mir,“ fragte er, „wenigstens erlauben, Sie ein paar Schritte zu...“

Sie gab keine Antwort.

„...zu begleiten?“ ergänzte er.

„Nein,“ sagte sie. Sie stand noch einen Augenblick still, zog den Fuchs um die Schultern und ging.

Er tat zwei oder drei Schritte ihr nach, blieb stehen und warf einen raschen Blick um sich. Niemand schien auf die Szene aufmerksam geworden zu sein. Er tat noch ein paar Schritte, zögerte, folgte dann aber Marisabelle auf eine Distanz von etwa dreißig Schritten.

Sie ging stadtwärts davon, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen. An der nächsten Quergasse blieb sie einen Moment stehen, dann überschritt sie die

Fahrbahn. Einmal griff sie mit der Hand zur Schulter und zog den Pelz zurecht. Einem Herrn, der ihr bei der Karlskirche entgegenkam und sie grüßte, dankte sie. Ihr Gang war völlig unbefangen, als sei sie ganz uninteressiert daran, ob jemand ihr folge.

Auf dem Karlsplatz, zwischen den Parkanlagen, holte Sponer sie ein.

Sie schien weder erstaunt darüber, noch zeigte sie, ob sie damit gerechnet hatte, daß er ihr nachkommen werde. Sie blieb aber stehen, am Rande der Anlagen, in denen das Laub von den Bäumen fiel. Ein paar große Krähen trieben sich auf dem Rasen herum. Sie setzte einen Fuß auf den Sockel des niedrigen Gitters, das die Wiesen begrenzte, klappte die Tasche auf, sah in den Spiegel und zog sich den kurzen Schleier weiter herab. Dann ließ sie die Tasche sinken und sah ihn an.

Er hatte die Brauen zusammengezogen. „Sie wissen,“ sagte er, „was ich Ihnen zu sagen habe.“

Sie hob den Spiegel wiederum und blickte auf ihren Mund. „Und was,“ fragte sie, „erwarten Sie, daß ich Ihnen darauf antworte?“

Er schwieg.

Sie wischte ein wenig Puder von ihrer Wange. Dann klappte sie die Tasche zu.

„Nun?“ sagte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Sie müssen ziemlich verwöhnt sein,“ meinte sie.

„Warum?“ fragte er erstaunt.

Sie blickte ihm ins Gesicht. Sie war schon im Begriff, ihm zu sagen: Weil Sie so hübsche Augen haben. „Weil Sie mich zuerst ansprechen,“ sagte sie schließlich, „sich dann herstellen und erwarten, daß ich weiterrede. Machen Sie das immer so?“

Er errötete. „Nein,“ sagte er.

Jede Frau hat den Wunsch, bei dem Mann, dem sie gefällt, Abenteuer vorzusetzen.

„Sie hätten mich doch sonst gar nicht angesprochen,“ meinte sie.

Er zögerte einen Augenblick. „Ich habe mich in Sie verliebt,“ sagte er.

Sie sah hinaus auf die Wiesen, auf die das Laub niederfiel. „Sie können mir das aber,“ sagte sie, „nicht sagen. Sie können ein paar Worte mit mir sprechen, aber Sie können mir nicht plötzlich sagen, daß Sie mich lieben. Sie kennen mich ja gar nicht.“

„Ich weiß natürlich,“ sagte er, „wer Sie sind.“

„Sie haben sich erkundigt?“ fragte sie.

„Ja.“

So, er hatte sich nach ihr erkundigt. Sie war in seinen Wagen gestiegen, er hatte sie dort und dorthin gebracht, sich in sie verliebt, sich erkundigt, wer sie sei, er wartete vor ihrem Haus, entweder mit seinem Wagen, denn er war Chauffeur, oder ohne Wagen, wenn er dienstfrei hatte. Er hatte sich in sie verliebt. Er hatte hübsche Augen. Sie sprach ein paar Worte mit ihm. Er war ein hübscher Mensch, ein Chauffeur. Das war alles.

Sie nahm die Tasche unter den Arm. „Hören Sie,“ sagte sie, „Sie müssen jetzt gehen. Sie haben mir gesagt, daß ich Ihnen gefalle, aber Sie brauchen in jemanden, der Ihnen gefällt, ja nicht gleich verliebt zu sein. Sie wissen es vielleicht selbst

nicht, daß Ihnen nichts an mir liegt. Wir können hier nicht länger beisammenstehen. Es könnte jemand vorbeikommen und uns sehen. Gehen Sie jetzt.“

Er hatte zu fahren bis gegen acht. Dann rief er die Marie Fiala bei ihren Nachbarsleuten an, die hatten ein Telephon; und dann traf er sich mit ihr in einem kleinen Kaffeehaus in der Vorstadt.

Sie hatten sich früher oft dort getroffen und waren stundenlang glücklich gewesen, wenngleich sie manchmal gar nicht miteinander gesprochen und bloß dagesessen und Zigaretten geraucht hatten. Ein paar Leute saßen an den Tischen und auf den roten Wanddiwans und lasen Zeitungen, und auf das Büfett stellten die Kellner für einen Moment die Serviertassen, die Kassierin legte die Zuckerportionen auf, und die Kellner servierten weiter. Ein leichter Nebel von Rauch schwebte um die Lampen, und für eine Zeitlang sauste der Ventilator, und dann starb er ab, und es war wieder still.

Später aber schwiegen sie nicht so sehr, als daß das Mädchen vielmehr merkte, daß er nichts sagte. Sie kannten einander schon zu gut und hatten sich nichts mehr zu sagen. Sie liebte ihn zwar und hätte ihm unendlich viel zu sagen gehabt, aber man kann niemandem etwas sagen, wenn er selbst einem nichts mehr zu sagen hat. Auch er liebte sie eigentlich immer noch, aber er hatte es vergessen, daß er sie liebte. Sie war da, aber es war selbstverständlich geworden, daß sie da war, und alltäglich wie der Alltag. Er hatte, neben ihr, ein paar flüchtige kleine Affären gehabt, sie aber wieder aufgegeben, und war zu ihr zurückgekehrt, weil sie eben da war. Sie hatte nicht einmal etwas davon gewußt, wenigstens glaubte er, daß sie nichts gemerkt habe.

Als er im Kaffeehaus eintrat, war sie noch nicht da. Er setzte sich auf einen der Diwans und starrte vor sich hin. Ein paar Minuten später kam sie. Er stand auf und half ihr aus dem Mantel. Dann plauderten sie, es schleppte sich zwar ein wenig hin, aber sie sprachen weiter. Der Kellner legte ein paar Zeitungen auf den Tisch. Spener nahm eine zur Hand, und indem er hie und da noch Antwort gab, sah er zerstreut in das Blatt.

Nach einiger Zeit fiel ihm auf, daß Marie nicht mehr sprach. Er blickte sie an und sah, daß sie Tränen in den Augen hatte.

Sie wischte sie zwar sofort weg.

„Was hast du?“ fragte er.

„Nichts,“ sagte sie und versuchte zu lächeln.

„Was ist los?“ fragte er.

Sie schüttelte bloß den Kopf.

„Sollen wir,“ fragte er nach einem Moment, „weggehen?“

„Nein,“ sagte sie, „außer du möchtest selber...“

„Bitte,“ sagte er. „Zahlen!“

Sie verließen das Kaffeehaus, statt aber die Richtung in seine eigene Wohnung einzuschlagen, brachte er sie nach Hause. Sie hatten nicht weit zu gehen. Nur ein paar Schritte. Jahrelang waren sie miteinander gegangen, nun hatten sie nur noch zwei Minuten zu gehen.

Unterm Haustor küßten sie sich, und sie ließ plötzlich den Kopf an seine Schulter sinken.

Er strich ihr über die Haare. Dann schloß sie das Tor auf und trat ein.

Das ist das Ende der Liebe, daß sie nicht enden kann.

Nächsten Tag hatte er wieder Dienst. Gegen elf Uhr fuhr er in die Allee-gasse, stellte den Wagen in die Quergasse zu denen der anderen Fahrer und ging bis zur Ecke vor.

Der Kommissionär war wieder da und fing ein Gespräch mit ihm an, da er aber nur einsilbige Antworten bekam, trat er zu den anderen Chauffeuren und tauschte mit ihnen seine Meinung über Sponer aus. Um halb zwölf erschien Marisabelle. Sie mußte damit gerechnet haben, daß Sponer da sein werde, denn sie warf einen Blick umher, sah Sponer, blieb aber unterm Haustor stehen.

Er ging sogleich auf sie zu.

„Verzeihen Sie,“ sagte er rasch, „daß ich Sie wiederum hier... Aber ich habe meinen Wagen da, ich hätte sonst weiter unten auf Sie gewartet. Ich...“

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blick an.

„Was wollen Sie?“ fragte sie.

„Ich wollte Sie... ich möchte nur ein paar Worte...“ Sie legte die Hand auf die Klinke.

„Ich habe Ihnen schon gesagt,“ sagte sie, „daß Sie mich nicht ansprechen sol-len.“

„Ja,“ stotterte er, „hier nicht. Aber ich wollte Sie ja nur fragen, ob ich... weil ich ja doch den Wagen...“ Er verstummte und sah ihr ins Gesicht.

Ihre Lippen zuckten ein wenig. „Gehen Sie,“ sagte sie.

„Hören Sie doch!“ bat er.

„Nein, gehen Sie,“ sagte sie; und mit der Schulter schob sie das Haustor auf.

„Bleiben Sie doch!“ bat er.

„Nein, lassen Sie mich in Ruhe!“ rief sie und wich zurück.

Er tat einen Schritt vor, wie um sie aufzuhalten, aber sie glitt schon in das Tor und schlug es vor ihm zu.

Einen Moment war er im Begriff, ihr zu folgen. Dann wandte er sich um und ging auf seinen Wagen zu. Die anderen Chauffeure starrten herüber, taten aber, als hätten sie nichts gesehen. Er stieg in seinen Wagen, saß ein paar Augenblicke unbeweglich da, dann ließ er den Motor anspringen, bog scharf aus der Reihe und raste davon.

Er mußte sie sprechen, sie sah doch alles ganz falsch an, das war doch nicht, wie wenn irgend jemand eine Frau auf der Straße anspricht!

Als er wieder ruhiger geworden war, fuhr er bis gegen halb vier verschiedene Gäste, dann stellte er sich wieder in die Alleegasse, nicht in die Quergasse, son- dern in die Alleegasse selbst.

Es waren jetzt andere Chauffeure da als vormittags und standen drüben an der Ecke.

Er wartete bis nach sechs Uhr vergeblich.

Der Kommissionär sah fortwährend herüber, stand dann auf und ging, um ihn anzusprechen, ein paar Schritte auf ihn zu, kehrte aber, weil ihm die Sache doch zu eigentümlich vorkommen mochte, und auch wegen des Blicks, mit dem Sponer ihm entgensah, wieder an die Straßenecke an seinen Platz zurück, den er übr- igens gleichfalls bald aufgab, indem er hinüber ins Gasthaus ging.

Von dort mochte er herüberstarren.

Nach sechs, als es schon dunkel war, trat Marisabelle endlich aus dem Haus. Sponer stand sofort von seinem Sitz auf und trat auf die Straße.

Knapp hinter Marisabelle erschien jedoch in diesem Moment ein junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, der das Haustor schloß. Marisabelle blieb, als sie Sponer sah, sofort stehen. Dann, als ihr Begleiter neben sie trat, sagte sie hastig und halblaut etwas zu ihm. Der junge Mensch hob den Kopf und ging sogleich auf Sponer zu.

„Sie werden,“ sagte er, knapp vor ihm stehenbleibend, mit lauter und heller Stimme, „Sie werden meine Schwester nicht belästigen, verstehen Sie? Sie haben von hier zu verschwinden, oder Sie bekommen es mit mir zu tun! Wenn ich Sie noch einmal vor dem Haus sehe, können Sie sich die Unannehmlichkeiten, die Sie haben werden, selbst zuschreiben!“

Damit drehte er sich um, nahm Marisabelle am Arm und ging mit ihr, in anderer Richtung, davon.

Sponer stand reglos da, tat dann einen Schritt, dem jungen Menschen nachzueilen, ihn herumzudrehen und ihm zwei Ohrfeigen zu geben, besann sich aber und stieg wieder in den Wagen.

Wütend ließ er den Motor anspringen, bog sogleich in scharfem Tempo um die nächste Ecke und jagte die Quergasse hinauf. An der Kreuzung mit der Favoritenstraße ward er langsamer, geriet aber, da er in seinem Zorn nicht wußte wohin, in ein Gewirr anderer Gassen und entschloß sich schließlich, zu einem der Bahnhöfe zu fahren. Es begann zu regnen; durch die von Nässe, vom Lack der Wagen und von beleuchteten Scheiben spiegelnde Stadt jagte er dem Westbahnhof zu. Regenstaub sprühte, von seitwärts her, herein. Sein Gesicht brannte, er zog den Handschuh aus und fuhr sich mit der bloßen Hand über die Wangen.

Zum Bahnhof einbiegend, überfuhr er beinahe einen Hund, der kläffend auf ihn lossprang.

Eine Menge von Wagen standen schon, in mehreren Reihen, an der Ankunftseite. Er stellte sich rückwärts an, ließ den Motor absterben und starrte vor sich hin.

Nach ein paar Minuten kam Bewegung in den Wagenpark. Er sah auf die Uhr. Es mochte der Schnellzug aus München und Paris sein, der eben angekommen war. Menschen strömten aus dem Ausgang. Die Wagen fuhren vor, nahmen Gepäck und Fahrgäste auf und verschwanden stadtwärts. Sponer fuhr schließlich gleichfalls vor. Einer der Träger, die an der Fahrbahn standen, hob zwei Koffer in den Wagen, und zwar den einen auf den Sitz neben Sponer und den andern in den Fond.

Ein Mensch in einem Reisemantel stieg ein und sagte:

„Hotel Bristol.“

Der Träger warf den Schlag zu.

Sponer bog nach rechts um die Ecke des Bahnhofs, dann nach links, fuhr zwischen zwei schlecht erleuchteten Parkanlagen hindurch, hörte mehrere starke Explosionen im Auspuff eines Lastwagens, den er überholte, und kam, nach zwei weiteren Wendungen, auf die Mariahilfer Straße. Der Verkehr und der Lärm waren um diese Zeit sehr stark. Er bog, nach etwa zwei Minuten, halbrechts in eine dunklere, bergab führende Straße, fuhr geradeaus weiter stadtwärts, überquerte den Getreidemarkt, wendete in einem ruhigeren Viertel nach rechts, dann wieder

nach links und erreichte, knapp vor der Oper, die Ringstraße. Mit der linken Hand hinter sich greifend, schob er eine der Scheiben, die ihn vom Fond trennten, zur Seite und fragte über die Schulter zurück:

„Altes oder neues Bristol?“

Da er keine Antwort erhielt, so sagte er, schon auf die Ringstraße einbiegend: „Es gibt zwei Bristol, ein altes und ein neues Haus. Vor welchem soll ich vorfahren?“ Gleichzeitig bog er, unmittelbar vor der Oper, von der Hauptfahrbahn auf die durch eine Art Perron davon getrennte Nebenfahrbahn ab und hielt unmittelbar darauf, da die Opernkreuzung eben durch rotes Licht gesperrt war, neben dem Gehsteig an.

Der Mann im Wagen gab wiederum keine Antwort.

Sponer wendete sich um und sah ihn in der rechten Ecke des Fonds lehnen und gleichgültig gegen die Kärntnerstraße blicken.

„Altes oder neues Bristol also?“ fragte er nochmals.

Der andere reagierte nicht im geringsten.

Sponer schaltete das Licht im Fond ein und sah, daß der andere, stark zurückgelehnt, im offenen Mantel dasaß und nicht nur mit der rechten, sondern auch mit der linken Hand zur rechten Hüfte gegriffen hatte, als suche er etwas in der Tasche. Sein Kopf aber war an die Wand gesunken, und sein Mund stand halbopen.

Er blieb vollkommen reglos.

Der Mann war tot.

Kapitel 3

Der Chauffeur, entsetzt hinstarrend, sah es nicht so sehr, er spürte es vielmehr, und zwar sofort. Eine Welle von Schrecken, die von dem Toten ausging, schlug ihm wie ein Hieb aufs Herz. Er sprang halb auf, stieß den Schlag auf, und den Mantel, der sich am Lenkrad verfing, losreißen, stürzte er auf den Gehsteig, öffnete den Schlag des Fonds und beugte sich hinein. Mit beiden Händen ergriff er den Toten an der Brust und rüttelte ihn. Der Kopf des Mannes schwankte, wie abgeknickt, hin und her, bekam das Übergewicht nach vorn, der Körper sank zwischen dem Koffer, der auf dem Boden stand, und dem Sitz wie ein Knäuel zusammen, dann schlug der Kopf wieder zurück, und das Gesicht starrte zur Decke. Der Mund ging weit auf, und aus dem Mundwinkel rann ein Guß von Blut, das Kinn herab, unter den Mantelkragen.

Im Hals, der sich, als der Kopf zurücksank, weit entblößt hatte, zeigte sich ein Einschuß, der Hemdkragen und die Krawatte waren voll Blut. Auch in der Brust mußte der Mann einen Schuß haben, denn als Sponer die Hände zurückzog, glänzten seine Handschuhe von nassen Flecken.

Er taumelte rücklings aus dem Wagen, richtete sich dabei auf und schlug mit dem Hinterkopf hart an den oberen Rand der Tür. Die Kappe rutschte ihm nach vorn ins Gesicht. Unwillkürlich schob er sie nicht mit den befleckten Handschuhen, sondern mit dem Unterarm zurück. Dann wandte er sich um. Ein paar Leute, die auf einige Distanz vorbeigingen, nahmen von dem Ereignis keine Notiz. Ein

beleuchteter Mietwagen und ein Fahrer, der davor steht, sind nichts, weswegen man stehenbleibt. Sponer, noch taumelnd vom Schlag an die Wagentür, tat zwei oder drei Schritte nach vorn, um irgendwen anzurufen, wandte sich dann aber, weil niemand ihn beachtete, nach rechts zu einem kleinen Zeitungsstand vorn an der Ecke des Gehsteiges, wo, trotz des Regens, noch Zeitungen verkauft wurden. Ein Herr kaufte eben ein paar Abendblätter, er und der Verkäufer kehrten Sponer den Rücken zu. Sponer wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus. Er bewegte bloß lautlos die Lippen. Der Herr zog eine weitere Zeitung aus einem der Fächer, der Verkäufer reichte ihm das Wechselgeld. Sponer, fassungslos, daß das Schreckliche geschehen war, ohne daß irgend jemand sich darum kümmerte, starrte die beiden an. Nach ein paar Momenten wandte er sich, wie im Traum, wieder zu seinem Wagen zurück.

Er tat zuerst zwei Schritte darauf zu, ganz langsam, dann die nächsten drei oder vier Schritte sehr rasch. Er riß die blutigen Handschuhe ab, schleuderte sie in den Wagen, und die Augen schließend, warf er die Tür des Fonds zu, stieg in seinen Sitz, löschte das Licht im Innern und fuhr, mit der Linken seinen Schlag zuziehend und blindlings nach rechts biegend, auf den Schutzmann zu, der auf der Kreuzung stand und die Lichtsignale bediente. Eben erschien, gegen die Ringstraße hin, grünes Licht. Ein Schwarm von Wagen, die sich wieder in Gang gesetzt hatten, strömte auf die Kreuzung, geriet aber, als Sponer schräg vor ihnen hereinbog, sofort in Unordnung, und die Chauffeure bremsten teils vor Sponers Wagen fluchend ab, teils bogen sie um ihn herum, und die meisten der rückwärtigen Wagen hielten ruckweise an. Der Schutzmann schrie herüber. Sponer fuhr knapp an ihn heran. „Was treiben Sie?“ schrie der Polizist. Mit einem Kabriolett, das, nach rechts eingeschlagen, auf der Kreuzung gewartet hatte, um nun den Ring hinaufzufahren, stand Sponer plötzlich Kühler gegen Kühler, nachdem der andere, der schon in Gang gewesen war, im letzten Augenblick gebremst hatte. „Zurück!“ schrie der Polizist und riß sein Notizbuch aus der Ärmelstulpe, um Sponers Nummer aufzuschreiben. Sponer bog sich aus dem Wagen: „Herr Inspektor,“ sagte er, „ich...“

„Sind Sie verrückt!?“ schrie der Polizist.

„Herr Inspektor!“ rief Sponer, „ich habe...“

„Zurück!“ brüllte der Polizist.

Sponer stieß den Rückwärtsgang hinein, kollidierte aber sofort mit einem Wagen, der hinter ihm vorbeiwollte. Der Schutzmann kreischte ihn an. „Ich habe einen Toten im Wagen!“ brüllte Sponer, doch übertäubte der Lärm des Kabrioletts, das eingeschlagen gestanden hatte und nun abfuhr, die Worte. Der Schutzmann tobte und gestikuliert, Wagen rasten fortwährend vorbei. Sponer, der den Polizisten noch zweimal anschrie, endlich aber einsah, daß er sich dem Wütenden nicht verständlich machen könne, stieß mit einem Fluch den Vorwärtsgang ins Getriebe, bog um den Polizisten herum, schlug knapp nacheinander den mittleren und großen Gang hinein und jagte in die Richtung nach der Kärntnerstraße davon.

Er mußte auf ein Kommissariat. Von der Kärntnerstraße bog er nach links auf den Neuen Markt ab, raste durch die Plankengasse und hielt in der Bräunerstraße vor dem Kommissariat an.

Ein Polizist stand zwar vor der Tür, Sponer jedoch eilte an ihm vorüber. Er hatte genug von Polizisten, er wollte dem Kommissar direkt Meldung erstatten. Als er

aber in die Wachstube trat, sah er, daß da drei oder vier andere Schutzleute damit beschäftigt waren, einen Betrunkenen, der eben eingeliefert worden war, zu bändigen.

Der Betrunkene wurde von ihrer zweien an den Armen gehalten, ein dritter versuchte ihn auf eine Pritsche niederzudrücken, doch stieß der Verhaftete fortwährend mit den Füßen nach ihm. An den vierten, der Befehle schrie, wendete sich Sponer. „Es ist etwas passiert,“ sagte er, erhielt aber keine Antwort. Er nahm also den Polizisten beim Arm. „Herr Inspektor!“ sagte er. Der Polizist wendete sich einen Moment lang um, ward jedoch durch den Betrunkenen, der, nachdem er einen Augenblick lang auf die Pritsche gedrückt worden war, wieder aufsprang und sich losreißen wollte, veranlaßt, sich zurückzuwenden, und warf sich nun, im Verein mit den andern, auf ihn. Der Trunkene entwickelte außergewöhnliche Kräfte, und die Übermacht, gegen die er sich wehrte, mochte ihn vollends zur Raserei treiben. Doch drückten die Polizisten ihn schließlich durch ihr Gewicht nieder und machten, indem er keuchend an die Pritsche gepreßt lag, ihrer Erbitterung durch Fluchen Luft. Sponer stand mitten im Zimmer, und durch sein Gehirn jagten flimmernd die Bilder der letzten Minuten wie wahllos aneinandergestückelte, ganz kurze Streifen eines Films: der Tote, die Fahrbahn, das Blut, der Tote, die Straßen, der Tote. Eingestiegen auf dem Bahnhof. „Hotel Bristol!“ Zehn Minuten Fahrt. „Altes oder neues Haus?“ Keine Antwort. „Es gibt zweie: ein altes und ein neues.“ Keine Antwort. Licht. Der Mensch sitzt da, rührt sich nicht. Auf vom Sitz, Rütteln. Er sinkt vornüber, der Kopf fällt wieder zurück. Blut aus dem Mund. Er liegt zwischen dem Koffer und dem Sitz. Jemand hat ihn in den Hals geschossen. Wer? Er war doch allein im Wagen! Wer? fragt der Kommissar.—Der Tote!—Und der andere?—Was für ein anderer?—Der, der ihn erschossen hat!—Es war kein anderer da.—Es muß doch noch ein zweiter mitgewesen sein, der dann eben... —Nein, er war allein im Wagen.—Woher soll dann der gekommen sein, der geschossen hat?—Ich weiß es nicht.—Aber als Sie die Schüsse hörten und sich umwendeten... —Ich habe keine Schüsse gehört.—Sie haben keine gehört?—Nein, das heißt: ja, es waren wahrscheinlich die Fehlzündungen... —Was für Fehlzündungen?—Eines Lastwagens, den ich überholte.—Und als Sie sich umwendeten?—Ich wendete mich nicht um.—Sie wendeten sich nicht um?!—Nein.—Mensch! schreit der Kommissar, es wird in Ihrem Wagen einer erschossen, und Sie wenden sich nicht einmal um?—Nein, ich dachte... —In Ihrem fahrenden Wagen geschieht ein Mord, und Sie merken davon nichts? Ein Mann wird so nah hinter Ihnen, daß Sie mit der Hand hingreifen können, niedergeknallt, und Sie haben nichts, überhaupt nichts von einem Täter gesehen? Und mit dem Toten fahren Sie weiter und wollen, mir auf den Kopf zu, behaupten, Sie hätten nicht gewußt, daß er schon tot war, und erst als Sie ihn anrührten, fiel er vornüber und liegt nun zwischen dem Koffer und dem Sitz, draußen vor der Tür steht der Wagen, und ein Toter liegt zwischen dem Koffer und dem Sitz...

„Sie wünschen?“

Die Polizisten waren des Betrunkenen schließlich Herr geworden, und derjenige, den Sponer vorhin beim Arm genommen hatte, stand vor ihm und fragte: „Sie wünschen?“

Sponer starrte ihn an. Es mußte ein Selbstmord gewesen sein. Der Mann hatte sich selbst erschossen. Natürlich! Wenn doch kein anderer dagewesen war!—Wenn

es aber doch kein Selbstmord... Wenn der Tote gar keine Waffe... Er hat keine liegen sehen. Wenn eben doch einer auf das Trittbrett gesprungen war, den Schlag aufgerissen, geschossen, den Schlag zugeworfen hatte und abgesprungen war... Und von dem allem haben Sie nichts bemerkt? Die Schüsse überhört? Für Fehlzündungen gehalten? Und der im Wagen hat nicht geschrien, als der andere eindrang und auf ihn anschlug? Ein Mensch, eben erst angekommen, soll schon überfallen und ermordet worden sein, ehe er noch ins Hotel... Warum? Aus welchem Grunde sollte das einer... Ich weiß es ja nicht! Ich kenne doch weder den einen noch den andern! Woher soll ich wissen, warum die Schufte das getan haben, einer den andern erschießen und sich erschießen lassen, in meinem Wagen, die Schufte, daß es dann heißt, ich...

„Nun?“ fragte der Polizist. „Was gibt's?“

„Ich...“ sagte Sponer.

„Nun?“

„Ich habe... ich wollte nur...“

„Was wollen Sie?“

„Ich wollte nachsehen, ob ein...“

„Ob ein: was?“

„Ob ein Kollege von mir...“

„Nun?“

„Ob er da ist,“ stieß Sponer hervor.

„Was für ein Kollege?“ fragte der Polizist.

„Ein... ein anderer Fahrer.“

„Der soll da sein?“

„Ja.“

„Wieso?“

„Weil er,“ stotterte Sponer, „weil er einen... einen Zusammenstoß hatte.“

„So? Nämlich?“

„Wie, bitte?“

„Wo er den hatte.“

„In der Stadt.“

„Ja, aber wo?“

„Auf der Freyung.“

„So? Mit wem?“

„Mit... mit einem Wagen.“

„Mit was für einem Wagen?“

„Mit einem andern Wagen.“

Der Polizist zog die Brauen zusammen.

„So?“ schrie er, offenbar noch aufgebracht vom Kampf mit dem Betrunkenen.

„Mit einem andern Wagen? Nicht mit seinem eigenen? Wollen Sie mich foppen?“

„Nein, Herr Inspektor,“ stammelte Sponer, „ich wollte nur sagen...“

„Was wollten Sie?“

„Ich wollte fragen, ob er da ist?“

„Wer?“ schrie der Polizist. „Wie heißt er überhaupt?“

Hinaus, dachte Sponer. Fort! Ich verwickle mich da in Angaben, die nicht wahr sind, man hält mich auf und findet im Wagen den... „Nein, Herr Inspektor,“ stotterte er, „er ist eben noch nicht da, er wird schon...“

„Wie er heißt!“ schrie der Polizist. „Georg... Georg Haintl,“ stammelte Sponer.

„So?“ Der Polizist griff zu einem Notizbuch. „Und seine Wagennummer?“ Sponer sollte der Antwort enthoben werden. In diesem Moment nämlich sprang der Betrunkene, die dreie, die ihn noch immer niederhielten, von sich abschüttelnd, lautlos und tückisch auf und trat dem Polizisten, der Sponer verhörte, mit aller Gewalt von rückwärts in die Kniekehlen. Der Mann brach für einen Augenblick nieder, richtete sich aber, mit einem Wutschrei, sofort wieder auf, und alle viere warfen sich von neuem auf den Betrunkenen. Sponer wendete sich auf dem Absatz herum und rannte hinaus.

Der Polizist stand draußen noch immer an der Tür. Daß im Wagen, drei Schritte vor ihm, ein Toter lag, hatte er auch jetzt noch nicht entdeckt. Sponer warf sich in seinen Sitz und raste davon.

Zehn Minuten lang jagte er ziellos durch die Straßen, dann kam er zu sich und sah sich um. Er befand sich im neunten Bezirk, in der Nähe des Liechtensteinschen Palais. Mechanisch stellte er das Taxameter ab. Der, für den er es eingeschaltet hatte, würde die Fahrt ja doch nicht mehr bezahlen.

Immer weiterfahrend, versuchte er nachzudenken. Allein er konnte keinen Gedanken fassen. Es war wie ein leerer Raum zwischen seinem Hirn und seinen Gedanken. Er konnte nicht an das denken, an was er denken wollte, er dachte aber wie wahnsinnig an alles andere. Im Augenblick, in welchem er nachdenken wollte, was er nun tun sollte, rasten alle andern Gedanken durch seinen Kopf, nur der nicht, den er fassen wollte. Doch sah er fortwährend mit einer Klarheit, mit der ein Irrer Erscheinungen sieht, den einen der beiden auf dem Bahnhof in den Wagen und gleichzeitig schon den andern, von der andern Seite her, aufs Trittbrett springen und den Schlag, als der Wagen in Fahrt kam, öffnen. Und nun schrien die zwei einander an, man hörte es wegen des Lärmes der Wagen nicht, und dann fielen die Schüsse, überlärmte vom Gerassel des verfluchten Lastautos, in den Ohren gellend und zum Verwechseln ähnlich mit den Fehlexplosionen, und der Mörder, im Abspringen, warf den Schlag wieder zu. Wäre der Lastkarren nicht gewesen, hätte Sponer sich, auf das Geknalle hin, umgewendet und den Schuft abspringen sehen. So aber hatte er sich nicht umgewendet und nichts... Aber hätte er ihn auch gesehen, so wäre der Mensch ja doch abgesprungen und davongerannt! Daß es aber einer in einem braunen Mantel, zum Beispiel, gewesen sei, hätte er wenigstens angeben können, ein großer vielleicht, mit einem runden Hut, er hätte ihn davonrennen sehen, er hätte sagen können: so und so sah er aus, er rannte eben davon, was hätte ich tun sollen? Ihm nachrennen? Er rannte ja wie der Teufel, Herr Kommissär! Ein Mensch, der auf einem fahrenden Wagen, mitten im Verkehr, einen abschießt!—Wenn er nun aber doch noch auf ein Kommissariat fuhr und einfach sagte, er hätte den Mörder abspringen... —Wo, Mensch?—Noch knapp beim Bahnhof, zwischen den dunklen... zwischen den Anlagen... —Wann?—Ja also, der Zug kommt fünf Minuten nach halb an, und ein paar Minuten braucht's bis zum Ausgang, und dann noch eine, höchstens zwei Minuten die Fahrt... Es wird wohl gegen dreiviertel... —Mensch! Dreiviertel sieben! Es ist jetzt halb acht!—Halb acht?—Ja! Wo waren Sie inzwischen?—Wo ich...?—Und wie kommen Sie von der Westbahn überhaupt hierher?—Wie ich hierher...?—Ja! hielten Sie denn nicht gleich an?—Ja, ich hielt... nein, ja... nein, es war gar nicht beim West... beim

Westbahnhof, es war in der Währinger Straße... —So? Wo stieg der Mann dann ein?—Wo? ... Ja, er stieg ein in...er stieg schon auf dem Bahnhof ein, ich hielt aber inzwischen... —Wo hielten Sie inzwischen?—Ich hatte einen Defekt... —Was für einen Defekt?—Einen Reifendef... —Und wohin sollten Sie denn den Mann eigentlich fahren? Ins Bristol? Wie kommen Sie dann in den neunten Bezirk?—Nein, er wollte in die... in die Berggasse!—So? Wie kamen Sie dann auf die Opernkreuzung?—Auf die Opern... —Ja, es liegt eine Anzeige gegen Sie vor, daß Sie hin und her über die Opernkreuzung gefahren sind wie ein Irrsinniger! Sie wußten damals schon, daß der Mann tot war, sonst wären Sie nicht so kopflos... Ja, ich habe natürlich den Kopf verloren... —Dreiviertel Stunden lang? Sie hörten schießen, sahen einen Menschen abspringen, hielten nicht an, und erst nach dreiviertel Stunden, nein, es ist fast schon eine volle Stunde, kommen Sie hierher und... —Ich hatte eben wirklich... ich hatte eben den Kopf verloren, ich kann ja keinen Gedanken mehr fassen, ich weiß ja nicht mehr... ich... Mit einem Stöhnen neigte er sich nach vorn, als wolle er sich auf den Volant legen, um das Gesicht zu verbergen, warf sich aber wieder zurück, biß die Zähne zusammen und schlug, mit der geballten Faust, mehrmals auf den Rand der Wagentür. Er konnte doch mit dem Toten nicht immer weiter fahren, immer weiter... Er mußte zu einem Entschluß kommen. Anzeige konnte er keine mehr erstatten. Der Tote mußte also aus dem Wagen.

Irgendwo auf die Straße, samt dem Gepäck! Sollten andre, wenn sie ihn liegen fanden, sich den Kopf zerbrechen, wie und wann man ihn erschossen! Ihn, Spöner, ging er ja nichts an. Hatte denn er ihn überfallen? Nein, der andere hatte viel eher ihn, Spöner, überfallen, er war in den Wagen des Ahnungslosen gestiegen, war da verreckt, und nun konnte der Fahrer zusehen, wie er freikam. Wie? Sehr einfach. Hinaus mit dir, an irgendeiner dunklen Stelle, samt den Koffern! Von mir kannst du nicht verlangen, daß ich dich auch noch mit Respekt abliefern und wochenlang festsitzen und meine Stelle verliere und mich verhören lasse, bis man vielleicht doch noch irgendwann einmal den wirklichen Mörder kriegt. Oder auch nicht. Ich denke nicht daran. Macht das untereinander aus, ihr zwei!

Er sah sich um. Er war jetzt im siebzehnten Bezirk, auf der Straße nach Dornbach. Sehr gut. In Dornbach gab es, auf den Hügeln, wo die Villen standen, eine Menge Gassen zwischen Gärten und Buschwerk, schlecht erleuchtete Villenstraßen, in denen nachts kaum irgendwer zu sehen sein würde. Da konnte er anhalten und, wenn alles still blieb, den Toten herausholen, auf die Straße werfen, die Koffer dazu, und davonrasen. Dort würde er liegen, man mochte ihn immerhin finden. Man würde ja nicht wissen, woher er gekommen. Das heißt: identifizieren würde man ihn ja. Er hatte wahrscheinlich Papiere, einen Paß... Aber die konnte er, Spöner, ja an sich nehmen. Die Koffer, die würde man allerdings öffnen, und vielleicht fand sich darin etwas, Briefe oder dergleichen, aus denen man schließen konnte, wer der Tote... Aber die Koffer konnte man ja eben woanders, ein paar hundert Schritte weiter, auf die Straße werfen... oder gleich hier vielleicht, jetzt schon? Möglich, daß jemand sie liegen sah und sie einfach heimnahm, wegen der Sachen. Einem gefundenen Koffer sieht man nicht ins Maul. Wenn sie aber doch abgeliefert wurden?

Oder sie in die Wohnung mitnehmen?

Wenn man dann aber doch herausbekam, wer der Tote war, an Kennzeichen oder so, davon verstand die Polizei ja etwas.

Aber ihm, Sponer, konnte es ja gleichgültig sein, ob man es herausbekam. Das heißt, es war doch nicht... es war doch nicht ganz gleichgültig. Wenn man einmal wußte, wer der Mensch war... Angekommen auf der Westbahn. So? Eingestiegen in einen Wagen? In welchen? Die anderen Chauffeure, stellig gemacht, sagen: bei uns nicht. Aber der eine oder der andere hätte möglicherweise Sponer zufahren sehen. Ferdinand Sponer von der Brandeis-Garage.—Hatten Sie einen Fahrgast?—Ja.—Wie sah er aus?—Ich weiß nicht.—Sie wissen es nicht?—Nein. Er stieg hinter mir in den Wagen, ich sah nur... —Was sahen Sie nur?—Er hatte einen Reisemantel an.—Was für einen?—Einen grauen, großen Mantel.—Und sonst sahen Sie nichts?—Nein, er sagte bloß... —Was sagte er?—Er sagte... Er sagte... —Der Träger gibt an, er hätte „Bristol“ gesagt.—Ja, Bristol. „Hotel Bristol.“—Und Sie?—Ich... fuhr ihn dahin.—Zu welchem Eingang?—Zum... alten.—Aber als er ausstieg und zahlte, sahen Sie doch, wie er aussah?—Nein... Ja. Das heißt... —Nun?—Ich erinnere mich aber nicht mehr genau.—So? Nicht genau? Aber doch ungefähr. An was also erinnern Sie sich ungefähr?—Er... er war nicht sehr groß... —Nicht?—Nein.—Aber auch nicht sehr klein?... —Nein, auch nicht.—Wie alt etwa?—Nicht alt.—Und die Haare? Blond? Braun?—Nein, nicht blond... auch nicht braun... —So? Nicht groß, nicht klein, nicht alt, nicht jung, nicht blond, nicht braun? Und was tat er also beim Bristol?—Er zahlte und ging ins Hotel.—Und die Koffer?—Die nahm ein... ein Lohndiener aus dem Wagen.—Und ging damit gleichfalls ins Hotel?—Ja.—Und Sie?—Ich fuhr weg.—Also er ging ins Hotel, und der Lohndiener trug ihm die Koffer nach?—Ja.—Sie sahen es genau?—Ja.—Nun, und ich sage Ihnen, daß weder er noch seine Koffer jemals im Bristol angekommen sind!

Wenn man den Toten fand, so war er, Sponer, verloren. Jährlich verschwinden in den großen Städten Hunderte von Menschen. Spurlos. Man erfährt es nicht, aber sie verschwinden. In den Zeitungen steht nichts davon. In den Zeitungen steht nur, was Aufklärung findet. Das Unaufgeklärte kommt nicht in die Zeitungen. Hunderte von Menschen, jeder von der Größe, vom Umfang, vom Gewicht eines Menschen, verschwinden wie irgend etwas Kleines, das auf den Boden fällt, wie ein Zündholz, das man fortwirft, wie ein Knopf, der abspringt und plötzlich einfach nicht mehr da ist. Weg. Ins Blaue der Luft zergangen. Zu nichts geworden.

Wie machen das die Leute, die sie verschwinden lassen? Zerstückeln sie sie, verbrennen sie sie irgendwo, werfen sie sie ins Wasser?

Ins Wasser.

Ein Toter, den man ins Wasser wirft, sinkt unter, aber später, angeblich, kommt er wieder herauf, für eine halbe Stunde nur, dann sinkt er wieder unter, aber für eine Zeitlang war er doch wieder an der Oberfläche. Man muß ein Gewicht an ihn hängen, wenn er unten bleiben soll, Steine am besten. In strömendem Wasser nimmt es ihn, mit dem Geschiebe, das der Fluß weiterführt, mit, ein paar Tage lang schwebt er noch über dem Gewicht, das an ihm hängt und mitgeschoben wird, in der Flut, von Fischen umschwommen und benagt, dann sinkt er nieder, wird überwältigt von Geröll, zermahlen, zerstört, und ist fort.

Er, Sponer, mußte den Toten in die Donau werfen.

Vor wenig mehr als einer Stunde hatte er noch nicht einmal gewußt, daß jener Mensch existierte. Jetzt, da er nicht mehr existierte, mußte er auf eine Art sich

seiner zu entledigen trachten, deren Entdeckung gefährlicher war als die Verübung des Mordes, den er gar nicht begangen hatte.

Um zu wenden, bog er hart nach links, kam aber nicht herum und mußte zurück. Ein Mensch, im offenen Mantel und mit einem Schirm und einer Aktentasche, vielleicht ein Advokat, der hier heraußen zu tun gehabt hatte und nun wieder in die Stadt wollte, rief ihn vom Gehsteig her an. Sponer, ohne zu antworten, raste davon.

Es mußten ihn, da es regnete, wohl auch andere unterwegs schon angerufen haben. Aber er hatte es gar nicht gehört.

Jetzt, da er wenigstens wußte, was er nun tun müsse, kam er wieder zu sich. Er sah, wo er fuhr. Bisher hatte er nur gesehen, ohne zu wissen, was er sah.

Die langen Reihen der Bogenlampen schwankten über den von Nässe glänzenden Straßen. Denn starker Wind begann zu wehen, allmählich hörte es zu regnen auf. Die Wolkendecke zerriß zu weißen, wolligen Schwaden, die rasch dahinzogen und, an einem finsterblauen Himmel, den Mond bald enthüllten, bald wieder verbargen. Sponer konnte es sehen, wenn er über weite Straßenkreuzungen kam.

Er blickte auf die Uhr. Es war ein Viertel nach acht.

Er fuhr langsamer. Er mußte, wenn er an die Donauufer wollte, warten, bis er sicher war, dort niemanden mehr anzutreffen.

Als er in die Nähe der Inneren Stadt kam, bog er, um einen Umweg zu machen und Zeit vergehen zu lassen, nach rechts, fuhr durch die Josefstadt und hielt schließlich in einer der Seitengassen der Burggasse, im Schatten alter, verlotterter Häuser, an.

Es gab da nur ein paar kleine, mit antiquierten Türen verschlossene Läden vorstädtischer Gewerbetreibender. Die Gehsteige waren schmal, das Pflaster hügelig. Einige Fenster in der Gasse waren von trübem Licht erhellt, hin und wieder glänzte der Mond auf den grauen Wolken und hochstrebenden Feuermauern der Häuser, von denen da und dort der Mörtel in großen Stücken abgefallen war.

Die wenigen Passanten kümmerten sich nicht um Sponer und seinen Wagen.

Eine Katze lief über die Gasse, sprang jenseits über die Stufen eines Haustors und verschwand.

Nach ein paar Minuten zündete Sponer sich eine Zigarette an.

Sooft er den Rauch einzog, glühte sie auf, sie spiegelte sich in der Windschutzscheibe, und es war, als würde die Finsternis hinter Sponers Rücken gleichfalls vor ihm gespiegelt.

Er warf die Zigarette fort und wendete sich um.

Die Scheiben, die ihn vom Fond trennten, waren noch immer auseinandergeschoben, dazwischen war ein Raum von etwa zwei Handbreiten.

Sponer zwang sich, in das Innere des Wagens zu sehen.

Im schräg einfallenden Licht einer entfernten Laterne sah er die Polstersitze, die Kanten des Koffers und dazwischen, wie etwas ganz anderes, die fast nebeligen Umrisse der zusammengesunkenen Gestalt.

Das Weiße des Gesichts erglänzte nicht mehr. Beim Rütteln der Fahrt mußte der Kopf des Toten sich wieder nach vorne übergeneigt haben.

Einen Augenblick lang zweifelte er, daß der Mensch überhaupt noch im Wagen sei. Für Momente kam ihm die Überzeugung von der Realität des Geschehenen völlig abhanden. Unser Wirklichkeitssinn und unser Verlaß auf etwas Wahrge-

nommenes sind eben nicht so stark, daß wir nicht später, während kurzer Zeitspannen, wiederum daran zweifeln könnten, daß es tatsächlich geschehen sei. Das Schreckliche und Ungeheure, wenn es vorbei ist, wird zufolge seiner Ungeöhnlichkeit so unwahrscheinlich, daß man momenteweise glaubt, es habe sich gar nicht ereignet. Sponer hätte sich vorstellen können, daß er die Gasse verlassen, auf einen Standplatz fahren, einen Fahrgast annehmen und ihm den Schlag öffnen könne. Und im Wagen: nichts. Der Tote und das Gepäck: eine Einbildung.

Der Koffer neben dem Führersitz aber war keine.

Er horchte, ob niemand käme, stieg aus dem Wagen, hob den Koffer heraus, zog den Schlag des Fonds auf und schob den Koffer auf den andern, der schon im Wagen stand. Dabei sah er die Gestalt nicht an, die daneben lag. Dann warf er den Schlag rasch zu und lauschte von neuem.

Im Begriff, wieder auf seinen Sitz zurückzukehren, fiel ihm ein, irgendeiner, ein Fahrgast, könne, während er hier hielt, plötzlich von rückwärts herantreten, eine Adresse nennen, den Schlag öffnen und einsteigen wollen. Verdammt! dachte er.

Er stieg auf seinen Sitz, schob die Scheiben zum Fond noch weiter auseinander und bog sich ins Wageninnere.

Er tastete nach den Klinken der beiden Schläge und drehte sie so weit aufwärts, daß die Wagentüren gesperrt und von außen nicht mehr zu öffnen waren.

Solange er mit dem Oberkörper im Fond war, vermied er es, zu atmen.

Dann zog er den Kopf wieder zurück, wendete sich nach vorn und sank in seinen Sitz zurück.

Als er auf die Uhr sah, war es erst neun.

Er hatte seit Mittag nichts gegessen, spürte aber keinen Hunger, er hatte nur ein quälendes und ödes Gefühl im Magen.

Wenn er irgendwo etwas trinken könnte! dachte er. Kein Bier und keinen Wein, sondern etwas wie Sherry oder Wermut.

Er fühlte sich schon viel ruhiger, sonst wäre ein solcher Gedanke ihm gar nicht gekommen. Er brauchte ja später, in einer Stunde etwa, nur mehr an die Donau zu fahren, den Toten und das Gepäck in den Strom zu werfen und war dann gerettet.

Indem er wartend dasaß, und weil er augenblicks auch noch keinen weiteren Entschluß zu fassen hatte, nahm er schon etwas von dem Gefühl vorweg, daß er dann eine entsetzliche Fracht los sein werde, er empfand sozusagen schon die Vorfreude seiner zukünftigen Sicherheit, gleichzeitig aber auch das Bedürfnis, sich und seiner freieren Stimmung nach der Qual der letzten Stunden etwas zugute zu tun.

Wenn er es wagte, den Wagen ein paar Minuten allein zu lassen, so konnte er irgendwohin etwas trinken gehen.

Warum übrigens sollte er den Wagen nicht wirklich irgendwo, wo es dunkel war, auf kurze Zeit stehenlassen können? Er war doch fast zwei Stunden lang durch die halbe Stadt gefahren, und niemand hatte von der grauenhaften Last, die er beförderte, etwas gesehen oder geahnt. Mehr noch: bei der Oper hatte der Wagen offen dagestanden, auf der Kreuzung hatte der Polizist ihn sogar davongejagt, vor den Augen des anderen Polizisten, in der Bräunerstraße hatte er den Wagen etwa

zehn Minuten lang stehenlassen, und niemand war auf den Gedanken gekommen, Verdacht zu schöpfen.

Wer vermutete denn auch, das Gräßliche inmitten des Alltäglichen zum Greifen nahe zu haben, statt irgendwo in den Vorstädten, auf den Abfallplätzen, unter den Brücken, wohin es aus einer Art von Romantik verbannt ist und wo man ihm gewissermaßen das Recht zubilligt, vor sich gehen zu dürfen! Wer, wenn er's nicht an sich selbst erlebte, wüßte denn, daß es sich einem unter den Augen nicht minder vollzieht als anderswo, hinter den Fenstern des Nachbarhauses etwa, hinter der Tür zum Nebenzimmer, in den Menschen, die auf der Straße an einem vorbeigehen, überall! Daß es das Los des Entsetzlichen ist, geheim zu bleiben, und daß niemand es verrät. Daß alles Grauenhafte meist so privater Natur ist, daß alle, die damit zu tun haben, es verschweigen wie ein Geheimbund und daß nur ein läppischer Zufall es ans Licht gelangen lassen kann. Wer weiß denn von all dem Schrecklichen, das geschieht! Die Polizei am wenigsten.

Wegen unvorschriftsmäßigen Fahrens über die Opernkreuzung konnte eine Anzeige gegen Sponer einlaufen, das würde aber auch alles sein; und daß er hier in dieser dunklen Gasse hielt, war vielleicht das bisher Gefährlichste, das er getan. Hier, wo bestimmt jahrelang nichts passierte, kontrollierte man die Gegend am öftesten. Unter tausendkerzigem Licht kam sicher kein Polizist auf den Gedanken, nach Verbrechen zu suchen.

Sponer ließ den Motor anspringen, verließ die Gasse und überquerte die Siebensterngasse und die Mariahilfer Straße.

Damit hatte er den Kreis, in dem er den Toten geführt, geschlossen.

Kapitel 4

Er fuhr den Getreidemarkt hinab, am Fischmarkt vorbei, und hielt, knapp bevor er auf die Wiedner Hauptstraße kam, in einer Art Durchlaß zwischen neuentstandenen Verkaufsbuden und Läden.

Er stieg aus und probierte beide Klinken an den Schlägen des Fonds.

Nein, sie gingen nicht auf.

Dann schob er, sich über den Volant beugend, die Scheiben der Zwischenwand zusammen.

Der Wagen stand hier gut, in einer Art Halbdunkel, keinesfalls in auffälliger Finsternis.

Er warf noch einen Blick auf den Wagen, ging zur Ecke vor, bog herum und stand vor den noch hell erleuchteten Geschäften der Wiedner Hauptstraße.

Es gab da gleich links ein Automatenbüfett.

Er trat ein.

Es war das ein großer, kreisrunder Kuppelraum, rundum von Automaten umgeben, und in der Mitte standen Tische, an denen Leute aßen und tranken.

Ein Radio machte Lärm.

Er ging an den Automaten entlang und studierte die Aufschriften.

Über einem der Hähne, aus denen man Getränken hervorzukommen befehlen konnte, stand *Sherry*.

Er ergriff ein Glas, hielt es unter den Hahn und warf eine Münze in den Automaten.

Ein dumpfes Grollen und Gurgeln ging durch dessen Inneres, und Sherry, ein wenig unappetitlich, wie man zugeben muß, sprudelte aus dem Metallhahn ins Glas.

Aber es gibt eben viele Leute, die keine Gelegenheit haben, sich Dessertweine auf appetitlichere Art zukommen zu lassen. Für diese sind die Automatenbüfets da.

Er nahm das Glas zur Hand, wandte sich um und lehnte sich mit dem Rücken an das Gesims des Automaten. Er trank einen Schluck und sah sich um.

Neben ihm standen zwei Mädchen, anscheinend recht ratlos, vor einer gefächerten, glasüberdachten Drehscheibe mit belegten Broten. Sogenannten Appetitbroten. Auch ziemlich unappetitlich, dachte er. Ob die zweie eines essen wollten?

Offenbar. Und sie taten offenbar auch, als kennten sie sich nicht aus. Sie lachten, dann sahen sie herüber, als setzten sie voraus, daß Sponer ihnen helfen werde, ein Brot herauszupumpen.

Die eine war mager, hatte scharfe Züge und brünette Haarlocken, die unter dem Hutrande zurechtgerichtet waren.

Eine Erinnerung an irgend jemanden, der sich die Haare unterm Hut zurechtgerichtet hatte, stieg in ihm auf. An eine Dame, die einen Fuß mit bezaubernder Bewegung auf das Trittbrett seines Wagens gesetzt hatte, eine in einem dunklen Kostüm, einen Fuchs um die Schultern, und die sich im Spiegel ansah. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, er sah es nur im Spiegel. Große graue Augen blickten ihn unter dem Rande eines kurzen Schleiers an.

Wann war das gewesen? Vor drei Tagen? Er hatte die Empfindung, es seien Jahre seitdem vergangen.

Er trank das Glas aus, stellte es hin, murmelte irgend etwas und starrte zu Boden.

Die Mädchen nebenan lachten wiederum.

„Können Sie uns nicht zeigen,“ hörte er plötzlich die eine sagen, „wie man... was man da mit diesem Automaten... wie man da...“ und die beiden lachten schon wieder auffordernd.

Er blickte auf. Die, die gesprochen hatte, hatte er noch nicht angesehen. Sie war über mittelgroß, recht hübsch, hatte einen auffällig weißen, offenbar übermäßig gepflegten Teint und sehr helle Haare. Im ganzen machte sie den Eindruck einer übertriebenen Zurechtgemachtheit, wie etwa die Hände einer Maniküre in einem Maniküresalon unangenehm gut manikürt sind.

Zuviel des Guten, dachte er. Eine Friseurschönheit.

Sie sahen ihn beide an.

„Sie kennen sich nicht aus?“ fragte er.

„Nein,“ sagte die Blonde, aber wirklich nur so obenhin, als sei es ihr gleichgültig, ob er's ihr glaubte oder nicht. Straßenmädchen, sah er, waren es nicht. Wahrscheinlich irgendwelche Angestellte, die hier Unterhaltung suchten.

Er trat zu ihnen hin und nahm von der Blondin das Geldstück, das sie in der Hand hielt.

Die Berührung rieselte ihm den Arm hinauf.

Der beispiellose Schock der letzten Stunden ließ ihn auf alles unvergleichlich stärker reagieren als sonst. Auch das Licht blendete ihn, die Musik klang ihm unmäßig laut, die Aufmachung der Mädchen kam ihm auffälliger vor, als sie war, und die Blonde, die er sonst vielleicht übersehen hätte, verwirrte ihn plötzlich.

Er warf ihr einen Blick zu und ließ das Geld in den Automaten fallen. Die Scheibe drehte sich um einen Sektor weiter und präsentierte ein belegtes Brötchen.

„Danke,“ sagte die Blonde und holte es heraus.

Die Mädchen mochten erwarten, daß er nun anfangen werde, sie zu unterhalten, er sagte aber nichts, und die Blonde führte das Brötchen zum Munde und biß hinein. Dabei zog sie die gemalten Lippen zurück, und er sah den Blitz ihrer Zähne.

„Bleiben Sie hier?“ fragte schließlich die Brünette.

„Hier?“

„Ja. Es wird jetzt getanzt.“

„So?“

In der Tat betrat nun, während das Radio vorläufig noch weiterlärmete, eine Jazz, bestehend aus vier Mann, ein Podium. In der Mitte zwischen den Tischen gab es einen freien, offenbar zum Tanzen bestimmten Raum.

„Tanzen Sie?“ fragte Sponer.

„Ja. Und Sie?“

„Schlecht,“ sagte er.

„Wir müssen es versuchen,“ meinte sie. „Setzen wir uns inzwischen an einen Tisch.“

„Ich habe keine Zeit,“ murmelte er.

„Ach, so viel Zeit werden Sie schon haben.“

Er sah einen Augenblick lang vor sich hin, dann richtete er sich auf und meinte irgend etwas wie: „Also gut.“

Die Brünette lächelte ihn an, und sie und die Blonde, die essend zugehört hatte, gingen auf einen der Tische zu, Sponer hinterdrein. Sie setzten sich, und die Mädchen legten ihre Taschen und ihre Handschuhe auf den Tisch. Dann, während die Brünette den Mantel auszog und Sponer wieder aufstand und ihr dabei behilflich war, erschien ein Kellner und fragte nach ihren Wünschen.

Die Brünette, den Mantel über die Stuhllehne hängend, bestellte ein Russisches Ei.

Das Radio war abgedreht worden, und die Jazz begann zu spielen.

Die Blonde schob den Rest des Appetitbrötchens in den Mund, wischte die Hände in ihr Taschentuch ab und zog gleichfalls den Mantel aus. Der Kellner fragte nach ihrer Bestellung.

„Was war das,“ erkundigte sie sich bei Sponer, „was Sie vorhin getrunken haben?“

„Sherry,“ sagte er.

„Bringen Sie mir also auch einen,“ sagte sie zum Kellner. „Und der Herr?“ fragte der Kellner.

„Auch noch einen Sherry,“ sagte Sponer, indem er sich wiederum setzte.

Einige Paare hatten zu tanzen begonnen.

„Ziehen Sie den Mantel nicht aus?“ fragte die Brünette.

„Nein, wirklich nicht,“ murmelte er. „Ich kann ja doch... Ich muß ja doch gleich wieder fort.“ Und er zog Zigaretten aus der Tasche und bot sie den Mädchen an. Die Brünette lehnte ab, aber die Blonde bediente sich, und eben als er ihr Feuer gab, erschien ein junger Mensch, offenbar ein Kommis, und forderte sie zum Tanzen auf. Sie legte die Zigarette wieder hin und stand auf.

Sponer zündete also bloß sich selbst die Zigarette an, und die Blonde und ihr Tänzer betraten den Mittelraum und fingen zu tanzen an.

„Schade, daß Sie nicht auch tanzen wollen,“ sagte die Brünette.

„Ach,“ meinte Sponer, doch brachte der Kellner eben das Bestellte. Das Mädchen verlangte Brot, das ihr gereicht ward, und fing zu essen an. Sponer sah zur Blondin hinüber. Sie war, fand er, die Hübscheste hier. Er trank einen Schluck aus dem Glas. Die Musik hörte auf, doch fing sie, nachdem die Tänzer ein paarmal in die Hände geklatscht hatten, wieder an.

Indem er den Tanzenden zusah, hatte Sponer plötzlich wieder ein Gefühl vollkommener Unwirklichkeit, diesmal nicht des Geschehenen, sondern dessen, was eben geschah. Es schien ihm völlig ungläubhaft, daß er, nachdem er an zwei Stunden lang wie ein Irrer den Toten durch die halbe Stadt geführt, nun mit den Mädchen hier saß, trank und rauchte; oder vielmehr, durch die Musik und den Alkohol in eine Art gesteigerter Stimmung versetzt, trennte er momentlang die Tat des Unbekannten und seine eigene Flucht vor den Folgen nicht mehr voneinander. Weil er den Mord nicht bemerkt und den Mörder überhaupt nicht gesehen hatte, demzufolge aber nicht im geringsten daran zweifelte, daß man das Verbrechen, wenn man es entdeckte, ihm selber zur Last legen werde, schien es ihm schließlich, als habe auch er selber es begangen. Und wenn auch wirklich er selbst es verübt, so hätte er nun wohl auch nicht anders gehandelt, als er eben jetzt handelte. Er wäre ebenso mit den beiden Mädchen dagesessen und hätte geraucht und getrunken. Man weiß, wie oft Verbrecher nach der Tat sich mit Weibern zusammentun, um zu vergessen.

Die Brünette mochte ihn schon ein paarmal mit Gleichgültigkeiten angesprochen und er ihr, ohne es selbst zu bemerken, geantwortet haben, nun wiederholte sie aber etwas, auf das er die Antwort offensichtlich schuldig geblieben war.

„Sie haben sich da,“ hörte er sie wiederholen, „den Ärmel beschmutzt.“

Er blickte auf. Sie hatte nach seinem rechten Mantelärmel gegriffen und sah den Stoff an. Ein paar dunkle Flecke zeigten sich unten am Rande des Ärmels.

Es war eingetrocknetes Blut.

Er erschrak bis ins Herz. Fort! schrie es in ihm. Sofort weg! „Ach,“ meinte er scheinbar gleichgültig, aber dennoch stammelnd, „es sind... es ist nichts. Etwas... etwas Farbe. Oder was kann es denn... sonst sein?“—Er tat, als sähe er nach, spürte aber gleichzeitig, wie ihm Schweiß auf die Stirne trat. Er erhob sich. „Ich werde...“ stotterte er, „ich muß... mir das auswaschen lassen, mit etwas Wasser...“

„Kommen Sie,“ sagte sie, „ich werde es wegwaschen.“ Und sie schien im Begriff, gleichfalls aufzustehen. „In der Küche gibt es bestimmt warmes Wasser...“

„Nein,“ sagte er. „Danke. Bemühen Sie sich nicht. Ich bin... ich bin gleich wieder hier...“

„Aber ich tue es gern,“ meinte sie.

„Bleiben Sie nur,“ sagte er. Er war schon zwei Schritte vom Tisch weg, kam aber wieder zurück und nahm, ohne weiter ein Wort herauszubringen, seine Kappe, die er vergessen, zur Hand.

Das Mädchen sah ihn verwundert an.

Er gab nicht weiter auf sie acht, griff in die Tasche, warf ein paar Geldstücke auf einen der Tische, an denen er vorüberkam, und ging zum Ausgang. Die letzten Schritte lief er fast. Einem Kellner, der plötzlich vor ihm stand, bedeutete er, wohin er das Geld geworfen. Dabei sah er noch, daß die Brünette ihm mit aufgerissenen Augen nachstarrte. Dann war er auf der Straße.

Regen fiel in glitzernden Tropfen an den Laternen vorbei.

Er rannte nach rechts und bog um die Ecke.

Neben seinem Wagen stand ein Mensch, hatte die Hand neben dem Lenkrade und drückte fortwährend auf das pneumatische Signal.

„Chauffeur!“ rief er, als Sponer um die Ecke bog.

Sponer war wie ein Pfeil bei ihm.

„Was tun Sie!“ zischte er und riß ihm die Hand von der Hupe weg.

„Wenn Sie nicht kommen!“ rief der andere. „Glauben Sie, ich habe Lust, da noch lange im Regen zu stehen? Metternichgasse 9!“ Und damit griff er nach der Klinke des Schlags und wollte einsteigen.

Sponer warf sich in seinen Sitz, und der Motor sprang an.

„Die Tür geht ja nicht auf!“ rief der andere. Statt aller Antwort stieß Sponer den zweiten Gang in den Wagen, gab Gas und raste davon.

Der andere taumelte zurück und schimpfte hinter ihm drein.

In größter Eile die Wiedner Hauptstraße hinaufjagend, hob Sponer den Arm, um die Flecken am Ärmel anzusehen.

„Verdammt!“ fluchte er.

Bei der Paulanerkirche bog er nach links.

Daß er das Blut nicht bemerkt hatte! Vielleicht hatte er überhaupt noch andere Flecke auf dem Anzug oder auf dem Kragen. Er drehte den Spiegel zu sich her und blickte hinein. Wie die Straßenlichter vorüberflogen, sah er aber nur sein weißes Gesicht mit den weit offenen, inmitten fast schwarzblauen Augen aufleuchten und wieder verschwinden, aufleuchten und verschwinden.

Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß er die Alleegasse überquerte. Beim Schwarzenbergpalais verlangsamte er die Fahrt.

Die große Uhr, gegen den Ring zu, zeigte fast zehn.

Er fuhr die Lastenstraße hinunter.

Auch der Wagen war innen bestimmt voll Blut, die Sitze, der Teppich! Und irgendwo staken doch auch die Schüsse, die den Toten durchbohrt und dann die Wagenwand zersplittert hatten!

Alles hatte dieser Mensch mit seinem Tode besudelt!

Das Blut würde man wegwaschen und für die Beschädigung irgendeine andere Erklärung finden müssen. Welche? Aber irgendein Ausweg würde ja zu finden sein, wenn nur der Tote und das Gepäck erst einmal weg waren, verschwunden, einfach nicht mehr da. Als hätten sie nie existiert, der Mensch und seine Koffer. Ein Herr Soundso?—Hier unbekannt.—Nach Wien gereist?—Nein, bestimmt nicht.—Auch sonst nicht gemeldet?—Auch sonst nirgends.—Bei Ihnen abgemel-

det?—Ja, aber hier nicht angekommen.—Abgereist? Wann?—Dienstag.—So? Die Ankunftszeit?—Achtzehn Uhr fünfunddreißig... Fünf Minuten nach halb sieben Uhr abends... Auf dem Westbahnhof.—Ja, mit diesem Zug müßte er angekommen sein, ist aber de facto nicht... —Wie? Die Chauffeure?—Ja, einer hat allerdings... Ja, der Träger sagt, daß... Ja, ins Bristol. Aber das war wohl ein anderer. Dieses Namens ist im Hotel niemand... —Wieso er nicht im Bristol angekommen ist? ... Allerdings, er müßte ja eigentlich dort angekommen sein, aber... —Wie der Chauffeur heißt?—Ferdinand Sponer.—Bitte?—Ja, allerdings.—Bitte, es wird geschehen.—Gewiß, man wird ihn verheören.—

Es konnte im Bristol Post für einen liegen, der sie nicht mehr abholte, es konnte einer da Zusammenkünfte vereinbart haben, die er nicht mehr einhielt, es konnte einer erwartet werden, der nicht mehr kam. In jedem dieser Fälle würde man merken, daß er fehlte, in jedem Falle würde man schließlich Sponer fragen: „Wo ist er?“

Er, der gemeint hatte, verloren zu sein, wenn man die Leiche finden würde, sah jetzt ein, daß er verloren war, wenn der Tote nicht als Lebender im Bristol abstieg.

Von da an überlegte er nicht weiter. Von da an handelte er nur mehr.

Er fuhr die Lastenstraße hinab, bog in die Marxergasse ein, überquerte bei der Rotundenbrücke den Donaukanal und gelangte in die Rustenschacher Allee, schließlich auf die Lusthausstraße.

Die riesigen Schwarzerlen und Silberpappeln des Praters sausten im Regensturm.

In der Nähe des zweiten Rondeaus erreichte er die Hauptallee. Beim Lusthaus wäre es seine Absicht gewesen, die Enzerdorfer Allee, eine grasige, verfallene Straße unter uralten Bäumen, weiterzufahren, doch wagte er's nicht, weil da ein Polizist zu Pferde hielt und auf die Idee hätte kommen können, ihn zu fragen, was er auf dem holprigen, schlecht fahrbaren und stockfinsternen Wege suche.

Er zweigte also halbrechts ab und fuhr den Poloplatz und die Tribünen des Freudenauer Rennplatzes entlang, bis er wieder zum Donaukanal und schließlich zu gewissen Lagerhäusern kam, bei denen er neuerlich nach links und zurückbiegen konnte, indem er auf diese Art den Rennplatz zu umkreisen begann. Die Straßen waren hier schon schottrige, erhöhte Dämme, schlecht beleuchtet selbstverständlich inmitten der Auen. Eine unbenutzte Bahnlinie lag überdies auf der Straße.

Er fuhr immerzu am Gitter des Rennplatzes entlang, unter Baumgruppen, die im Winde rauschten, und gelangte schließlich, von der Straße abweichend, über ein kurzes, finsternes und jählings holperig werdendes Stück Weges an eine weite, mannstiefe Mulde, die mit blattlosem Gebüsch dicht bestanden war. Aber überall an dem Gebüsch hingen, enggedrängt, Büschel und Trauben weinroter, herbstlicher Beeren, ein Meer von Weinrot oder Kardinalrot leuchtete, unter glitzernden Regensträhnen, im Licht seiner Scheinwerfer auf. Er fuhr, kurz entschlossen, über die Böschung zu einer weniger dicht bebuschten Stelle der Mulde hinab. Waldreben verfangen sich in seinen Wagen.

Er stellte jegliches Licht ab, griff, die Scheiben auseinander schiebend, wieder in den Fond zurück und entsicherte eine der Türklinken. Dann stieg er vom Sitz und zog den Schlag auf.

Finsternis, die mit Tod schwanger war, starrte ihm entgegen. Der Regen trommelte auf das Wagendach und durchnäßte ihm Kappe und Mantel.

Er beugte sich in den Fond und riß ein Zündholz an. Zwischen den Koffern und dem Sitze lag, von der langen Fahrt völlig zusammengerüttelt, der Tote.

Sponer nahm das Zündholz in die linke Hand, mit der rechten griff er dem Toten ins Haar und hob ihm den Kopf, bis er wieder hintenübersank.

Er sah jetzt, daß es ein Mensch etwa seines Alters war, bartlos, mit Zügen, die nicht häßlich gewesen wären, wenn die käsige Blässe und die Blutflecken sie nicht entstellten hätten. Halboffene, grünliche Augen sahen ihn blicklos an.

Er ließ das Zündholz, das zu Ende brannte, fallen, riß ein neues an und begann, so schnell er konnte, die Taschen des Toten zu leeren. Er fand: in den Brusttaschen einen Paß und ein paar Briefe, in der Weste einen Schlüsselbund, in den äußeren Rocktaschen Zigaretten, Zünder und zwei französische Zeitungen, in der linken Hosentasche Silbergeld und ein paar lose, kurze Patronen, in der rechten ein Taschentuch, in der Tasche links rückwärts eine Briefftasche und in der Tasche rechts rückwärts einen großkalibrigen, jedoch kurzläufigen Revolver.

Nach diesem hatte der Tote offenbar noch greifen wollen, denn mit beiden Händen an der rechten Hüfte hatte Sponer die Leiche noch sitzen sehen, ehe sie zusammengesunken war.

Sponer nahm all diese Dinge an sich. Sie waren zum Teil blutbefleckt, denn auch die ganze Weste des Toten war mit schon breiig gewordenem Blut getränkt.

Außer dem Schuß im Hals hatte der Tote auch noch zwei Schüsse oben in der Brust.

In der Ecke, in der er gesessen hatte, zeigten die drei Einschüsse sich gleichfalls, einer noch in der Leinwand der Dachbespannung, die sich bis zur Sitzlehne herunterwölbte, zweie oben in der Polsterung der Lehne.

Sponer zog den Kopf aus dem Fond zurück, ging im Finstern um den Wagen herum und tastete die Außenwand ab, um die Ausschüsse zu finden. Er fand aber nur den Durchschuß durch das Leinwanddach. Die beiden anderen Geschosse hatten die Wagenwand offenbar nicht durchbohrt. Sie mochten steckengeblieben sein. Wahrscheinlich waren es nicht stählerne, sondern Bleigeschosse gewesen.

Sponer riß wiederum ein Zündholz an und beleuchtete die Muldenböschung. Steine und Schotter, von der Straße herabgekollert, gab es hier in reichlicher Menge.

Wieder im Finstern fing er an, die Kiesel händeweise aufzuraffen, er trug sie zum Wagen und begann die Taschen des Toten damit vollzustopfen. Hin und wieder lauschte er, allein es blieb alles still, nur der Regenwind wehte.

Er füllte, soviel er es vermochte, die Taschen der Leiche, auch die Manteltaschen, mit den Steinen. Schließlich stopfte er Steine auch in die Röhren der Beinkleider, die er dann, damit die Last nicht wieder herausfallen könne, unten mit seinem eigenen Mantelgürtel, den er um des Toten beide Beine schlang, fest zuschnürte.

Dann wischte er die Hände am Mantel des Toten ab, stand noch ein paar Augenblicke im Finstern, warf den Schlag wieder zu, stieg in seinen Sitz und schaltete Licht und Motor wieder ein.

Er hatte einige Male gegen die Böschung anzufahren, die, im Licht der Scheinwerfer, steil vor ihm aufstieg. Die Räder gruben sich mehr und mehr in den wei-

chen Boden, endlich aber, nachdem er ein Stück weiter zurückgefahren war und eine Art Anlauf genommen hatte, erklomm er die Steigung und gelangte wieder auf die Straße.

Er fuhr ein Stück stadtwärts, dann nach links, an einem verlassenen, verfallenen Wirtshaus am Winterhafen vorbei, einer Art Bretterbude, die nicht mehr in Betrieb war, wie der ganze Winterhafen überhaupt. Nur zwei alte Lastkähne lagen da, aber um diese Zeit ohne Schiffsleute, die mochten irgendwo in der Stadt schlafen statt auf den Schiffen.

Hundert Schritt weiter, und er befand sich auf dem Uferdamm der Donau.

Neben dem Geleise der Uferbahn hielt er an.

Der Strom, im ungewissen Nachtlicht spiegelnd, zog vorüber, nicht rauschend, aber auch nicht lautlos, vielmehr mit leiser, gurgelnder und sprudelnder Gewalt.

Sponer stellte Motor und Lichter wieder völlig ab und lauschte. Es war nichts zu hören als der Regen und der Strom.

Auf große Entfernungen blinkten die Lichter einiger Häuser.

Sponer stieg langsam von seinem Sitz. Dann, nach ein paar Sekunden der Unbeweglichkeit, riß er plötzlich den Schlag auf, griff ins Dunkel und zerrte den Toten heraus. Der Körper hatte, wegen der Steine, mit denen er belastet war, ein übermäßiges Gewicht. Sponer konnte ihn nicht tragen. Er schleifte ihn also, indem er ihn unter den Armen hielt, mit äußerster Hast über den Boden bis an den Straßenrand, dann über die Geleise der Uferbahn und die steingepflasterte Böschung hinab. Dort hielt er einen Moment keuchend an. Dann stieß er den Toten ins Wasser.

Allein der Körper blieb am Rande liegen. Er war zu schwer, als daß er ihn hätte auf heben und ins tiefere Wasser werfen können.

Er mußte sich also entschließen, selbst ins Wasser zu waten und den Körper nachzuschleppen. Er warf den Mantel ab und tat ein paar Schritte in den Strom. Die Uferböschung war steil, das Wasser ging ihm sogleich bis zur Brust. Es war eiskalt, und die Strömung warf ihn fast um.

Er griff wieder nach dem Toten und zog ihn zu sich heran. Er spürte, wie die Strömung den Körper ergriff. Noch einen Schritt nahm er ihn mit ins Tiefe, dann ließ er ihn los. Der Körper, mit einem leisen Gurgeln, verschwand. Fast wäre er selber mitgerissen worden. Er warf sich gegen das Ufer, fühlte sich vom Strom aufgehoben, fand aber schon wieder Halt an irgendwelchen Steinblöcken, zog sich an die Böschung heran und klomm, ein paar Schritte weiter unten, aus dem Wasser. Er war naß bis zum Hals. Er tastete nach seinem Mantel, fand ihn, zog ihn an und kletterte die Böschung hinauf.

Er sah sich um. Niemand. Dann blickte er wieder hinab auf den Strom. Die gurgelnde, durcheinanderrinnende Fläche zog rasch vorüber.

Der Tote war fort.

Und der Regen würde die Blutbahn, die sich vom Standort des Wagens bis zum Wasser hinabziehen mochte, wegwaschen...

An einem der Reste der früheren Donauarme, die es, als eine Art von Teichen oder Lachen, hier in den Auen überall noch gab, wusch Sponer das Blut aus dem Fond des Wagens.

Er hob zunächst die beiden Koffer auf den Sitz, tastete nach den Handschuhen, die er, bei der Oper, in den Fond geworfen, fand sie und steckte sie in die Manteltasche. Dann zog er den Kokosteppich heraus und untersuchte ihn beim Licht eines Streichhölzchens.

Ein paar dunkle Flecken fanden sich darauf, aber nicht viele. Die Kleider des Toten selbst mochten das rinnende Blut zum größten Teil aufgesogen haben.

Den Hut des Toten sah Sponer plötzlich vor sich auf dem Trittbrett liegen. Er mochte, als er den Teppich hervorgezogen hatte, mit herausgeköllert sein.

Sponer trat, mit dem Teppich in der Hand, zum Rande des Teiches, warf den Teppich aufs Wasser und drückte ihn unter die Oberfläche. Dann holte er den Hut, legte einen Stein hinein, riß das Hutband ab, schnürte den Hut damit zusammen, bis der Stein nicht mehr herausfallen konnte, und warf den Hut auf die Wasserfläche hinaus. Er schlug mit Klatschen auf und versank.

In einem der Seitenfächer beim Führersitz suchte Sponer nach einem Putzlappen, tauchte ihn ins Wasser und begann das Blut von der Lederpolsterung abzuwaschen. Dann rang er den Lappen aus, tauchte ihn wiederum ein und wischte neuerlich über die Polsterung, den Fußboden und die Koffer. Das wiederholte er mehrere Male.

Dann warf er den Lappen ins Schilf, holte den Teppich aus dem Wasser, rang und spülte ihn aus und trug ihn in den Wagen zurück. Die Koffer stellte er wieder auf den Boden.

Beim Licht eines weiteren Zündhölzchens sah er nun den Fond an. Er konnte kein Blut mehr wahrnehmen.

Er leuchtete auch nochmals an die Einschüsse heran, zog sein Taschenmesser hervor und schnitzelte an den kreisrunden Löchern so lange herum, bis sie ihr charakteristisches Aussehen von Einschüssen verloren hatten und das Ganze aussah, als sei die Polsterung und das Wagendach an den betreffenden Stellen auf irgendwelche andere Art beschädigt worden.

Während der ganzen Zeit lauschte er, ob jemand käme. Aber es kam niemand. Oben auf der Fahrstraße ratterten einmal zwei Wagen rasch hintereinander vorüber. Das war alles.

Daß der Wagen innen naß war, würde er mit dem Regenwetter und den nassen Schuhen und Kleidern von Fahrgästen entschuldigen können.

Und die Polsterung war an den betreffenden Stellen eben geplatzt. Sein Wagen war ohnedies alt, ein ehemaliger Privatwagen.

Als er den Prater verließ, war es fast elf Uhr. Er hatte sich nun zu beeilen.

Er fuhr zunächst in seine Wohnung, jedoch nicht ganz an das Haus heran, sondern er hielt schon an der Straßenecke.

Er holte die Koffer aus dem Wagen und trug sie zum Haustor, schloß es auf und tappte, mit den Koffern in der Hand, die finsternen Treppen hinauf.

Vor seiner Wohnung hielt er an und lauschte. Die Glasfüllungen der Türen waren dunkel, seine Quartiergeber, wie es auch zu erwarten gewesen war, schliefen wohl schon.

Er sperrte auf, durchquerte rasch den Vorraum und trat in sein Zimmer ein. Er stellte die Koffer hin und machte Licht. Dann kehrte er zurück und schloß die Wohnungstür und die Zimmertür ab.

Er warf den Mantel ab. Sein Anzug war ganz naß, auch der Mantel innen.

Er holte die Sachen des Toten aus den Taschen und legte sie auf den Tisch. Auch sie waren zum Teil naß geworden, nur was er in die Brusttasche genommen hatte, der Paß, die Briefftasche und die Briefe, waren fast trocken geblieben.

Er schlug den Paß auf.

Es war ein amerikanischer Paß, ausgestellt in Chikago, auf den Namen eines gewissen Jack Mortimer, ledig, Bürger der Vereinigten Staaten, geboren am 12. November 1899, Beruf war keiner angegeben, Gesicht oval, Augen grau, Haare braun.

Auf der dritten Seite befand sich, angestempelt, die Photographie des Toten, nichtssagend wie alle Paßphotographien, irgendeinen jüngeren Menschen mit zurückgekämmtem Haar vorstellend, und darunter die Unterschrift: Jack Mortimer.

Jack Mortimer.

Immer noch auf den Paß blickend, begann Sponer sich auszukleiden. Dann schlug er die Briefftasche auf. Sie enthielt österreichisches Papiergeld, nicht viel, und ein paar Noten zu hundert Francs, schließlich ein Heft mit Traveller-Schecks.

Dann griff er nach den Briefen. Es waren dreie, englisch geschrieben, ziemlich kurz.

Nun schon nackt, hielt er sie unter die Lampe und versuchte sie zu entziffern. Sie hatten keine Überschriften und waren nur mit einem Buchstaben unterzeichnet, einem W.

Adressiert waren sie an Jack Mortimer, Paris, Hotel Royal. Sie trugen französische Marken, auch gestempelt waren sie in Paris.

Es waren Liebesbriefe.

Er begann zu frieren, griff zum Schlüsselbund und schloß beide Koffer auf. Wäsche, Garderobe und Gebrauchsgegenstände, unordentlich gepackt, quollen hervor.

Er würde, beschloß er, das alles später genau untersuchen, vorläufig zog er nur einen dunkelgrauen Anzug, schwarze Schuhe und Leibwäsche heraus.

Das Hemd, das er anzog, war ihm um den Hals zu eng, er holte also aus dem Schrank ein eigenes und zog es an. Die Schuhe waren ihm ein wenig zu groß, aber halbwegs paßten sie doch. Der Rock war ihm in den Schultern etwas zu schmal, die Ärmel etwa um zwei Zentimeter zu lang. Aber im ganzen konnte er den Anzug tragen.

Um den Hals band er sich eine weinrote Krawatte des Toten.

Dann nahm er seine eigenen nassen Sachen, mit Ausnahme des Mantels, und sperrte sie in den Schrank. Den Schlüssel zog er ab. Den Mantelärmel wusch er, im Waschbecken, von den Blutflecken rein, ebenso die Handschuhe, die er aus der Tasche geholt, zog den Mantel, wiewgleich er immer noch feucht war, an, setzte die Kappe auf und steckte die Sachen des Toten sowie seine eigenen zu sich. Dann löschte er das Licht, verließ das Zimmer, versperrte es von außen und steckte den Schlüssel ein.

Er tastete sich die dunklen Treppen hinab, verließ das Haus und ging zu seinem Wagen zurück.

Er stieg ein und fuhr drei Häuser weiter bis zu seiner Garage, einer großen, schwach erleuchteten Halle, unter deren Einfahrt ein Mensch noch einen Privatwagen wusch.

Wieso er noch Wagen wasche? fragte er.

Ja, der müsse morgen früh fahrbereit sein, brummte der andere.

So, so, meinte er.

Er sah auf die Uhr. Es war fast Mitternacht. Gleichzeitig betrat auch Georg Haintl, um ihn abzulösen, schon die Garage.

Er mochte bis jetzt im Gasthaus gewesen sein, er roch nach Wein.

Sponer übergab ihm den Wagen und die Verrechnung. Er zahlte aus eigenem, was Jack Mortimer nicht gezahlt hatte. Oder zahlte er dennoch mit Mortimers Geld?

Er wußte es nicht, das Silbergeld hatte sich in seiner Tasche vermischt.

„Was hast du da für eine Krawatte?“ fragte Haintl.

„Ach,“ sagte Sponer, „eine neue. Übrigens,“ setzte er hinzu, „ist die Polsterung beschädigt.“

„So?“ sagte Haintl.

„Ja,“ sagte Sponer, öffnete den Schlag und zeigte Haintl die Stelle. Haintl beugte sich in den Wagen, untersuchte die Polsterung und murmelte irgend etwas.

„Der Wagen ist eben schon alt,“ sagte Sponer. „Zeig es morgen dem Brandeis.“

Dieser Brandeis war der Sohn des Unternehmers. Er fuhr hin und wieder gleichfalls die Wagen. Er sollte Haintl um sieben Uhr morgens ablösen, zu Mittag kam dann Sponer wieder an die Tour.

Haintl, ohne daß ihm die Feuchtigkeit im Wagen weiter aufgefallen wäre, zog den Kopf zurück, und Sponer warf den Schlag zu.

Dann standen sie noch einen Moment da und sahen den Wagen an. Er war, für eine Stadtfahrt, ungewöhnlich mit Kot bespritzt.

Bevor aber Haintl noch eine Bemerkung darüber machen konnte, grüßte Sponer kurz und ging.

Er eilte rasch wieder auf sein Haus zu, schloß auf, stieg die Treppen hinauf und betrat wiederum sein Zimmer.

Er warf Mantel und Kappe aufs Bett, steckte aber dann die Kappe in die Manteltasche. Hierauf begann er von neuem, in Mortimers Koffern zu suchen, holte einen leichten Mantel und einen Hut, der zwar zerdrückt war, heraus, doch bog er ihn sich zurecht und setzte ihn auf. Er glitt ihm ein wenig auf die Ohren. Er riß also einen Streifen von einer der beiden noch daliegenden französischen Zeitungen ab und stopfte ihn unter das Leder. Nun paßte der Hut. Dann zog er Mortimers Mantel an, schloß die Koffer ab, nahm den Chauffeurmantel über den Arm, ergriff die Koffer und verließ das Zimmer.

Er ließ die Tür unversperrt, verschloß aber die Wohnungstür, trug die Koffer hinab und trat auf die Straße.

Er hatte die Koffer etwa zehn Minuten lang zu tragen, bis er ein Auto traf, das frei war und das er anrief.

„Südbahnhof,“ sagte er, nachdem er den Chauffeur scharf angesehen.

Die Fahrt währte etwa zwölf Minuten. Vor dem Bahnhof stieg er aus, zahlte, lehnte einen Träger ab und betrat mit den Koffern in den Händen den Bahnhof. In

einer der Hallen, die zu den Seitenausgängen führen, stellte er die Koffer zu Boden, warf den Mantel drauf und wartete ein paar Minuten.

Inzwischen rauchte er eine Zigarette. Dann nahm er die Sachen wieder auf und verließ den Bahnhof durch den Ausgang, der stadtwärts liegt.

Hier bestieg er wiederum einen Wagen.

„Neues Bristol,“ sagte er.

Wenige Minuten später hielt der Wagen vor dem Bristol an der Stelle, an der er selbst mit Jack Mortimer hätte halten sollen.

Der Hoteleingang war noch erleuchtet, rechts davon glänzte in Rot und Blau die Lichtreklame der Bar.

Während Sponer zahlte, erschien ein Mann vom Personal.

Sponer winkte, und der Mann, nachdem er begrüßt hatte, hob die Koffer aus dem Wagen und trug sie zum Eingang.

Sponer warf noch einen Blick auf den Chauffeur. Dann, den Mantel überm Arm, trat er in das Hotel ein.

Die marmorne, spiegelnde Halle verwirrte ihn für einen Augenblick. Unhörbar schienen die Schritte auf den Teppichen. Von irgendwoher war momentelang Tanzmusik zu vernehmen.

Ein Portier, in Uniform, trat an ihn heran.

Sponer sagte: „Ich heiße Jack Mortimer.“

Der Portier verbeugte sich sogleich. „Wir hatten Sie,“ sagte er, „schon gegen sieben erwartet.“ Und auf einmal fügte er auch auf englisch etwas, das Sponer nicht verstand, hinzu.

„Ich hatte noch zu tun,“ murmelte Sponer.

Ein anderer, in Zivil, stand plötzlich vor ihm.

„Herr Mortimer?“ fragte er. „Darf ich bitten!“ Und er eilte lautlos auf eine Lifttür zu. Sponer folgte. Sie traten in den Lift. Ein kleiner Chasseur war plötzlich mit dabei und nahm ihm den Mantel vom Arm. Der Lift, kaum in Fahrt, hielt schon wieder an. Sie traten heraus. Sie gingen über teppichbelegte, von Marmor spiegelnde Gänge. Eine Tür ward vor Sponer aufgerissen, ein Kronleuchter flammte auf, die Spiegel eines Salons erglänzten, ein Schlafzimmer, mit Brokatdecken überm Bett, ward erleuchtet, schneeweiße Wände, Nickel und Chrom blitzten in einem Badezimmer auf, und der Manager, fortwährend leise redend, teils englisch, teils deutsch, empfehlend und erklärend, verbeugte sich, um sich wieder zurückzuziehen in dem Moment, in welchem ein zweiter kleiner Boy Sponer Post in die Hand drückte, einige Briefe und zwei Telegramme.

Ob er Wünsche hätte? hörte Sponer den Manager noch fragen.

Er winkte ab. Er werde, murmelte er, klingeln, wenn er noch etwas wolle; und der Manager, der Mann, der das Gepäck abgestellt, und die beiden Boys verneigten sich und verschwanden.

Er blieb mitten im Zimmer stehen, im Zimmer Mortimers, in den Kleidern Mortimers, im Leben Mortimers. Und in der Hand hielt er die Briefe an Mortimer. Er dachte, eine Nacht lang das Leben des Toten zu leben und am nächsten Morgen zu verreisen, unbekannt wohin, zu verschwinden, wieder er zu werden, Sponer, der Chauffeur, der Mortimer im Bristol abgeliefert hatte, lebend, und an den man sich nicht mehr würde halten können, wenn man später fragen würde: „Wo ist er? Wo ist Jack Mortimer?“ War er denn nicht angekommen im Bristol, mit Gepäck,

hatte übernachtet, war am nächsten Tag wieder verreist?—Wohin? Was geht's mich an? Woher soll ich's wissen! Haltet euch an andere. Aus meinem Wagen ist er in das Hotel gegangen, weiß denn ich, was er später getan?

Für eine Nacht nur würde er Mortimers Leben führen und am nächsten Morgen wieder zurückkehren in sein eigenes. Denn dann würden vielleicht schon Leute kommen, die Mortimer kannten, oder Angelegenheiten zu erledigen sein, die nur Mortimer überblickte, oder Fragen gestellt werden, auf die nur Mortimer die Antwort wußte.

Aber er, Sponer, würde ja dann nicht mehr da sein. Das Leben des Toten, in das er getreten war, würde nur noch Stunden währen.

Es sollte anders kommen. Es galt da keine Zeit mehr. Man tritt in kein Leben, auch in das eines Toten nicht, ohne es weiterleben zu müssen bis ans Ende.

Er, Sponer, war nun Jack Mortimer, der lebende. Er sollte es auch bleiben müssen bis zu Mortimers Tod.

Kapitel 5

Den Blick, den er fortwährend zu Boden geschlagen, wagte er erst zu erheben, als die Leute gegangen waren, nun hielt er ihn auf die geschlossene Tür gerichtet und lauschte ihnen nach. Er wartete darauf, alsbald auch die Gängtür hinter ihnen zuschlagen zu hören, denn dann, dachte er, würde er sicher sein bis morgen früh. Doch merkte er plötzlich an einem Geräusch, daß die Leute immer noch im Vorraum waren, und nun hörte er den Manager sogar reden, eine Anweisung erteilen offenbar, und einen der Boys antworten. Der Manager sagte wiederum etwas, und diesmal antwortete der Hausdiener, und dann sprachen ein paar Stimmen durcheinander. Auf einmal aber verstummten sie alle wie auf Befehl, oder vielmehr: sie flüsterten nur mehr leise weiter, er hörte es aber deutlich, wenngleich er nicht verstand, was man sagte, und sich's nicht erklären konnte. Aber das Gezischel hielt an.

Sein Herz, während er horchte, schlug immer langsamer, schließlich setzte es ganz aus. Er rannte lautlos über den Teppich bis zur Tür und lauschte wiederum, konnte aber immer noch nichts verstehen. Sein Herz fing wieder zu schlagen an und schlug immer lauter, wie ein Hammer schlug sein Herz, schließlich gaben seine Nerven ganz einfach nach, und er riß die Tür auf.

Im Vorraum sah er den Manager, die Boys und den Diener stehen und auf ein Bild in vergoldetem Rahmen blicken, das einen großen Teil der Wand einnahm.

Es war ein antikes, an Schnüren hängendes Ölgemälde, eine Schlacht darstellend.

Eine Sitzgarnitur, bestehend aus einem Seidendiwan und zwei Polstersesseln, die darunter gestanden hatte, war zur Seite gerückt worden.

Als Sponer die Tür auf riß, sahen sich die Leute erschrocken nach ihm um. Der Manager fing sofort hastig an, sich zu entschuldigen. „Es hing schief,“ sagte er, auf das Bild deutend. Gleichzeitig ward auch, auf seinen Wink, die Garnitur wieder an ihre Stelle gerückt, und alle, sich verbeugend, verließen sehr rasch den Raum.

Als die Gangtür hinter ihnen zufiel, wischte Sponer sich mit dem Ärmel über die Stirn. Dann warf er plötzlich die Briefe, die er immer noch in der Hand gehalten hatte, auf den Divan, lief zur Tür, öffnete sie, riß den Schlüssel aus dem Schloß, nahm ihn herein, sperrte zweimal ab, wandte sich herum und wollte aufatmen und denken: nun sei er also sicher bis morgen früh.

Statt dessen hatte er von dem Moment an, in dem er die Tür versperrt hatte, das vollkommene Gefühl, in einer Falle und von überallher belauert und belauscht zu sein.

Seine Nerven, die sechs Stunden lang standgehalten, die nicht nachgegeben hatten, weil sie nicht nachgeben durften, die die Fahrt mit dem Toten durch die Stadt, das Versenken der Leiche, das verzweifelte Wagnis, Mortimers Rolle aufzunehmen, ertragen hatten, versagten in dem Moment, von dem an nichts weiter zu tun geblieben wäre, als bis zum andern Morgen zu warten.

Zunächst allerdings versuchte er noch, seine Angst zu unterdrücken, er ging langsam auf das Bild zu, sah es an und berührte auch den Rahmen mit der Hand, es schwankte ein wenig an seinen Schnüren. Er hob es von der Wand ab, es fiel mit leichtem Klappern wieder daran zurück. Dann kniete er sogar auf den Divan hin und betrachtete es genauer.

Durch düstere Wolken von Pulverdampf brachen altertümlich gekleidete Massen von Reitern und Fußvolk. Insbesondere die barocke Wendung eines Schimmels mit einem Schwanenhals und gewaltiger, dem Vordergrund zugewendeter Kruppe fiel ihm ins Auge. Immerzu, unreinen anderen Gedanken nicht aufkommen zu lassen, steif auf das Schießen, Stechen und das Durcheinanderwogen der Figuren starrend, zog er den Mantel aus und warf ihn zur Seite, denn ihm war auf einmal unerträglich heiß geworden. Auch schluckte er zwei oder drei Male, wie um einen Knäuel, den er im Halse fühlte, hinunterzuwürgen. Die Augen des über die Schultern sich zurückwendenden Reiters auf dem pirouettierenden Schimmel, schwarz und stechend gemalt wie die einer Maus, blickten ihn aus dem verkleinerten, lederfarbenen Gesicht durchbohrend an, auch als er vom Diwan stieg und zurücktrat, schienen sie ihn überallhin zu verfolgen, und in dem pompös dekorierten, aber verhältnismäßig kleinen Raum hatte er das Gefühl zu ersticken. Alles war totenstill hier, die vielen Teppiche verschlangen jeden Laut. Er fuhr sich nochmals über die Stirn, kehrte in den Salon zurück, ging aber, nachdem er sich hastig umgesehen, sogleich weiter ins Schlafzimmer, von da ins Badezimmer und fand sich gleich darauf wieder im Vorraum. Doch hielt er sich auch da nicht auf, sondern er ging oder vielmehr er lief nun fast schon wieder in den Salon weiter und ins Schlafzimmer, ins Badezimmer und in den Vorraum, und diese Tour machte er drei oder vier Male, immer schneller und schneller; vor seinem Blick verschwammen die Möbel und Lichter auf einmal zu einem kreisenden Muster, bis er über den Rand eines Teppichs stolperte und krachend hinschlug.

Ein paar Augenblicke blieb er reglos liegen, dann drehte er sich stöhnend auf den Rücken, ließ den Kopf zurückfallen und starrte mit weit offenen Augen das Zimmer an, als ob er nicht mehr wisse, was geschehen sei.

Vom Hinschlagen schien ihm, als sei etwas in ihm zerplatzt, ihm war plötzlich leichter, auch mochte die Kühle des Bodens ihm gut tun, jedenfalls sah er nun alles, wohl auch seiner Lage wegen, mit ungewöhnlicher Klarheit, jedes Ding hatte einen höheren und gewaltigeren Ausdruck.

Das Zimmer, auf dessen Boden er lag, war etwa im Stil des ersten französischen Kaiserreichs, doch auch in anderen Stilen fürstlich dekoriert, rings um ihn stiegen spiegelnde Möbel, leuchtertragende Karyatiden und Seidentapeten himmelhoch an. Ein grünbronzenener Lüster schwebte mit drei Kreisen von Kerzen schräg über ihm, und die hölzerne Zimmerdecke war in gleichmäßige rautenförmige Felder geteilt und mit phantastischen Wappen bemalt, vergoldet und versilbert. Leoparden, Adler und Lilien vereinigten sich auf ihr zu einem herrischen und hochmütigen Ornament, das besser als alles dazu paßte, die Dekoration der Wohnung eines Toten zu sein.

Er stand, noch ein wenig taumelnd, auf und ging, wie um seinen durch den Sturz unterbrochenen Kreislauf wieder aufzunehmen, zum Schlafzimmer hinüber, blieb aber unter der Tür stehen. Der Raum war mit weinrotem Samt ausgeschlagen, das Bett überwölbt von einem Baldachin aus aurorefarbener Seide. Auf dem Bettüberwurf schimmerte, mit Gold eingewebt, das berühmte Granatapfelmuster im düsteren Licht zweier Ampeln, die, wie an einem Totenbett, zu Seiten des Lagers brannten, zu beiden Seiten von Mortimers Lager. Er hätte sich die langausgestreckte Gestalt des Ermordeten im Schatten des Baldachins leicht vorstellen können.

Die Angst, die bei seinem Sturz gewissermaßen zerschellt war, sammelte sich nun sozusagen wiederum, hob sich vom Boden auf die Knie, zog sich an ihm empor und begann ihn mit gleichsam noch abtastenden und probierenden Griffen am Halse zu würgen. Viel geisterhafter aber, unheimlicher und drohender als Mortimers Tod richtete Mortimers Leben sich vor ihm auf.

Er hatte überhaupt noch keine Zeit gehabt, einen Gedanken darauf zu verwenden, wer Mortimer eigentlich gewesen; hier diese Zimmer, die Mortimer nie betreten, schienen es zu wissen und ihm zuzischeln zu wollen, wer Mortimer war. Er hatte gut denken, daß es ihn nichts mehr angehe, daß er morgen das Hotel verlassen, daß er tun wolle, als reise er ab, daß er Mortimer wieder von sich abwerfen werde wie einen Alptraum: die Luft war gesättigt mit der Existenz des Toten, der nicht hatte sterben wollen, es war, als sei er vorausgeeilt und habe hier auf Spomer gelauert, er hängte sich nun an ihn, er wollte von dieser Chance zu leben nicht mehr lassen, er überfiel Spomer, er klammerte sich an ihn an, er verbiß sich in ihn, er war nicht mehr abzuschütteln.

Ein Toter schlechthin ist freilich tot, er verwest und vergeht, bald ist es, als sei er nie gewesen, und der Tote, der im Wagen gelegen hatte, trieb nun im Strom, ward von Fischen angegriffen, zermalmt vom Kieselgeschiebe, weitab nach Ungarn geschwemmt, in kurzem würde er zu weniger geworden sein als zu einem Plätschern am Ufer oder zu einem Flüstern im Schilf. Er war fort, verschwunden, der Kadaver war weg, das war geglückt. Aber damit war nichts getan. Es war lächerlich gewesen zu glauben, daß damit etwas getan sei. Der wirkliche Mortimer war gar nicht tot. Er lebte immer noch weiter.

Er lebte und hatte es nicht nötig, so auszusehen, wie Mortimer ausgesehen hatte, ein junger Mensch, dreißigjährig ungefähr, mittelgroß, mit belanglosem Gesicht, zurückgekämmten Haaren und grauen Augen. Er konnte nun auch so aussehen wie Spomer, es war ihm unwichtig, wie er aussah, nur leben wollte er, gleichgültig ob als dieser oder der, ob mit blondem oder braunem Haar oder mit grauen oder dunkelblauen Augen. Es bedurfte keines Haares und keiner Augen

mehr, keines Gesichts, keiner Hände und keiner Gestalt, er nistete in Sponers Hirn, wie ein Raubvogel schlug er die Krallen in dies sein neues Nest, er saß festgeklammert, er war nicht mehr wegzuscheuchen, er herrschte und befahl: Heb deine Hand und tu dies und das, rühre deinen Fuß und bring mich hierhin und dorthin, verrichte den Befehl, tu, was ich will! Bist du denn jetzt nicht ich?

Denn ein Mensch ist nicht das Ding aus Fleisch und Knochen, das herumgeht, ißt, trinkt, schläft und stirbt, ein Mensch ist das, was er in den Gehirnen der anderen ist, die er liebt oder haßt, befehligt, beleidigt, verführt, verwirrt, verstört, besitzt und quält. Mortimer war nicht mehr der Tote im Strom, er war der Dämon in Sponers Haupt. Mortimers Tod aus der Welt zu schaffen war eine Angelegenheit von ein paar Stunden gewesen. Mit Mortimers Leben fertig zu werden, war plötzlich nicht mehr abzusehen.

Sponer, der es zu leben hatte, tappte hinein wie in ein Dunkel, aus dem ihn jeden Augenblick Gefahren anfallen und zu Boden reißen konnten wie wilde Tiere. Er glaubte einfach nicht mehr daran, daß er damit zu Ende gekommen sein werde, wenn er morgen das Hotel verließ. Es ging bestimmt noch weiter. Alles geht weiter.

Es würde dauern, er konnte nicht mehr davon loskommen, doch wußte er überhaupt nicht, was es war, an dem er hing wie an einer Angel. Vielleicht aber, daß sich in den Koffern etwas fand, das Aufschluß gab. Er riß sie auf, zog die Sachen einzeln heraus und warf sie auf die Stühle. Wäsche, Anzüge, Toilettengegenstände, Schuhe. Einzelnes davon war noch ganz neu oder kaum benützt, es schien, als habe der Tote sich erst letztthin neu ausgestattet, alles sah ganz unpersönlich aus wie irgendeine Garderobe irgendeines Menschen, es war wie Absicht, der Tote verriet sich nicht. Sponer durchsuchte alle Taschen, etwa nach Briefen, fand nichts, doch fiel ihm dabei die Post ein, die man ihm gleich beim Eintritt übergeben, er hatte schon vergessen, wohin er sie getan, fand sie aber schließlich im Vorraum auf dem Diwan, auf den er sie geworfen. Er riß zuerst die Telegramme auf, las zwei ihm unverständliche, offenbar auch verstümmelte englische Mitteilungen, warf sie fort, öffnete einen der Briefe, ließ sich, mit der freien Hand in der Rocktasche nach Zigaretten suchend, auf den Rand des Diwans nieder und begann den Brief zu studieren, indem er gleichzeitig weiter nach den Zigaretten suchte, doch fand er keine. Auch der Inhalt des Briefes ward ihm nicht klar, er konnte dazu viel zu wenig Englisch. Er riß den zweiten Brief auf, fand ihn, wie die beiden Briefe in Mortimers Brieftasche, wieder mit einem W unterzeichnet, es war, das brachte er heraus, wiederum ein Liebesbrief. Er kehrte in den Salon zurück, suchte nach, ob er die Zigarettenschachtel vielleicht irgendwo hingeworfen hätte, zog zwischendurch die Brieftasche des Toten heraus und verglich die Schrift der Briefe, der beiden alten und des neuen, es war dieselbe Schrift. Doch sah er schon kaum mehr hin. Daß er die Zigaretten nicht fand, machte ihn plötzlich rasend. Er hatte das Rauchen völlig vergessen gehabt, da er nun aber doch rauchen wollte, die Zigaretten jedoch nicht finden konnte, geriet er außer sich. Mit einem Fluch trat er zur Tür und klingelte dem Kellner.

Kaum hatte er es getan, fiel ihm die Gefahr ein, in die er sich dadurch begeben hatte. Denn der Kellner konnte ihn ja kennen, weiß Gott, wo er den Menschen schon getroffen haben mochte, oder der Kellner konnte Mortimer kennen. Daß man Mortimer in der Halle nicht gekannt hatte, sprach nicht dagegen, das Personal konnte gewechselt haben oder eine andere Schicht, zumal in der Nacht, im

Dienste sein. Allerdings: wenn auf einem Zimmer geklingelt ward, so brauchte der Kellner, selbst wenn er Mortimer von früher her kannte, nicht zu wissen, daß der Mensch im Zimmer jetzt Mortimer vorstellen sollte, es klingelte eben auf Nummer soundsoviel, und wenn der Kellner eintrat, so fand er da einen im Zimmer, der nicht Mortimer war, woher sollte der Kellner wissen, daß er, Sponer, Mortimer spielte! Morgen aber, bei der Abreise, konnten Leute im Dienste sein, die Mortimer kannten. Er, Sponer, würde zwar rasch an ihnen vorübergehen und in den Wagen steigen, aber irgendeiner von den Leuten würde doch bemerken können, daß der, der einstieg, eben nicht derjenige Mortimer war, der ihm bekannt war. Der Wagen würde zwar rasch wegfahren, aber der Idiot, der Sponers Aussehen mit dem Mortimers nicht in Einklang bringen konnte, würde sich verwundern, ein Gefrage konnte entstehen, und wenn sich später herausstellte, daß Mortimer verschwunden war, würden alle sagen: „Ja, wir fanden auch, er sah ganz anders aus,“ und dieser Spur würde man nachgehen und sich fragen, wann er angekommen sei, wieso erst nach Mitternacht, wenn der Zug doch schon vor sieben ankam, und man würde nachforschen, mit wem er vom Westbahnhof weggefahren, und die Chauffeure kamen wiederum zum Verhör, verflucht! Aber bis man Mortimers Abgängigkeit entdeckte, würde doch so viel Zeit vergangen sein, Tage und Wochen wahrscheinlich, daß es gar nicht mehr feststellbar war, wer damals am Bahnhof... Wenn es aber doch früher herauskam, daß er verschwunden war? Es warteten vielleicht schon Leute auf ihn, er konnte Bekannte in der Stadt haben, vielleicht war er wirklich schon einmal hiergewesen, natürlich, sonst hätte doch der Portier nicht...

Seine Gedanken, die sich wiederum verwirrten wie in einem Krampf, wurden abgerissen durch ein Pochen an der Gangtür. Wer pochte da? Der Kellner? Warum trat der nicht einfach ein? Er blieb lautlos stehen. Es pochte wiederum.

„—Was ist los?“ rief er schließlich.

Irgend jemand sagte draußen etwas, und gleichzeitig bewegte die Klinke sich auf und ab. Die Tür war versperrt, er hatte es vergessen, ganz verwirrt, wie er war, er sah plötzlich ein, daß er sich benahm wie ein Rasender, die Sachen des Toten lagen auf alle Sessel und auf den Boden verstreut. Er hob einiges davon auf, warf es rasch in die Koffer. „Einen Moment!“ rief er zur Tür hinaus, strich die Haare zurück, trat vor einen Spiegel, um sich die Krawatte zu richten, und erschrak, als er sich sah. Ein Gesicht blickte ihm entgegen, als sei er selber der Tote. Er schloß für eine Sekunde die Augen, strich sich nochmals über das Haar, ging zur Gangtür, sperrte auf und öffnete die Tür, bereit, sie, wenn er den Menschen draußen kennen sollte, sofort wieder zuzuschlagen.

Der Kellner, der eintrat, war ihm jedoch völlig unbekannt.

Es war ein Mensch von achtunddreißig oder vierzig Jahren, glattrasiert, mit gleichgültigem Gesicht, ein wenig beleibt. Er fragte, was Sponer wünsche.

„Zigaretten,“ sagte Sponer.

„Khedive, Figaro, Dimitrino, Simon Arzt,“ sagte der Kellner und sah Sponer an.

Unter dem Blick des Kellners begann Sponer sich wieder die Krawatte zu richten, auch strich er sich nochmals die Haare aus der Stirn, als er aber aufsaß und immer noch den Blick des Kellners auf sich gerichtet fand, schoß ihm das Blut in die Stirn.

Eine plötzliche Wut erfaßte ihn.

„Was gibt es zu schauen?“ fuhr er den Mann an.

„Wie bitte?“ fragte der Kellner.

„Was es zu schauen gibt!“ schrie Sponer.

„Zu schauen?“ stotterte der Kellner.

„Ja, zu schauen!“ schrie Sponer.

„Nichts,“ stammelte der Kellner erschreckt. „Nichts gibt es zu... zu schauen.“

„Nun also!“

Er wandte sich um und tat wütend ein paar Schritte gegen den Salon zu, riß nochmals an seiner Krawatte, kehrte wieder um, stellte sich vor dem Kellner auf und fixierte ihn. Der Mensch hielt nun den Blick zu Boden geschlagen. „Was sagten Sie also?“ fragte er schließlich.

Der Kellner nannte nochmals die Sorten der Zigaretten.

„Khedive,“ befahl Sponer. Die andern waren ihm unbekannt.

Der Kellner verbeugte sich sofort und verschwand.

Sponer sah ihm nach, murmelte einen Fluch und kehrte wieder in den Salon zurück.

Als er eintrat, sah er die Zigarettenschachtel, die er gesucht hatte, unter dem Tisch liegen.

Es waren Mortimers Zigaretten.

Wie sie da hingekommen waren, wußte er nicht. Sie mochten ihm wohl bei dem Sturz, den er getan hatte, aus der Tasche gefallen sein.

Er hob sie auf und zündete eine an.

Es war eine Honigzigarette.

Er tat ein paar Züge und trat dann wieder vor den Spiegel. Er war immer noch leichenblaß. Seine Pupillen standen weit offen, und seine Augen sprühten in einem schwarzblauen, im Glas des Spiegels glitzernden Feuer, und auch was sonst gespiegelt war, das Zimmer hinter ihm und die Lichter, glitzerte und schwamm in einer Art von gläsernem Nebel. Der Zigarettenrauch stieg ihm in die Augen, er schloß sie und tat noch einen Zug, sogleich begann ein Prickeln in seinen Händen und stieg ihm die Arme empor, und als er die Augen wieder öffnete, hatte auch das Bild im Spiegel sich verzerrt, er wandte sich herum, fühlte sich plötzlich schwanken, hörte ein Sausen in seinen Ohren, in den Haarwurzeln hatte er eine Empfindung, als frören sie in Eis ein, und das Zimmer verfinsterte sich. Ein Klingeln wie von vielen Glocken begann, durch die Schwärze vor seinem Blick glänzten nur mehr die hellsten Stellen der Dinge in einem sonderbaren fleischfarbenen Rot, und unter seinen Händen und Knien spürte er plötzlich den Teppich, er sah es nicht mehr, wie er zusammenbrach, er spürte es nur noch, und wie ihn jemand unter den Armen auffing, über den Boden zog und in einen Sessel zurücklegte.

Es war der Kellner, der mit den Zigaretten zurückgekommen war und ihn hatte Zusammenstürzen sehen.

Es folgte ein Intervall, an das er sich nicht mehr erinnerte, schließlich bemerkte er wieder, daß der Kellner immerzu auf ihn einredete, doch verstand er nicht, was er sagte. Endlich begriff er, daß der Mensch fragte, ob er Kognak bringen sollte.

Etwas schwand inzwischen wie ein ungeheures, großes Gewölk von seinem Bewußtsein hinweg.

Nein, Kognak nicht, murmelte er auf die wiederholten Fragen. Es sei, lallte er, vom Rauchen gewesen, daß er schwindlig geworden. Er hätte zu lange nichts gegessen... auf der Reise, fügte er hinzu.

Ob er etwas zu essen bringen dürfe, fragte der Kellner, aus der Bar, ein Kotelett oder Filets mit Fisolen und Weißwein mit Soda?

Es sei ihm gleich, murmelte Sponer, ihn ekelte vor den Speisen, irgend etwas solle der Kellner bringen, egal was; und er zog das Taschentuch aus der Brusttasche und wischte sich die Nässe von der Stirn. Der Kellner verschwand. Sponer stand auf, fühlte sich noch schwanken, taumelte zu einem Diwan, warf sich darauf hin und schloß die Augen.

So blieb er liegen.

Er dachte an nichts mehr, er empfand nichts, er fürchtete plötzlich nichts mehr, er lag nur da, die Arme hatte er ganz kraftlos zu beiden Seiten des Körpers niederfallen lassen, es tat wohl, endlich bloß so zu liegen. Nach ein paar Minuten spürte er sogar, daß eine Borte des Diwankissens ihn ins Genick drückte. Er wendete sich auf die Seite und schloß die Augen.

Er fühlte sich vollkommen gleichgültig gegen alles, was geschehen war oder noch geschehen konnte.

Er mochte eine Viertelstunde gelegen sein oder noch länger und vielleicht auch noch eingedämmert sein, als ihn ein Geräusch wieder zu sich brachte. Der Kellner hatte die Tür geöffnet und schob nun auf Rädern einen kleinen Tisch herein, auf dem Speisen angerichtet waren. Sponer richtete sich ein wenig auf. Der Kellner bedeutete ihm jedoch, er solle doch liegen bleiben, er werde den Tisch an den Diwan heranschieben. Und wie er sich nun fühle? fragte er.

In diesem Augenblick klingelte das Telephon.

Ehe Sponers Gehirn den Vorgang ratifizieren konnte, war der Kellner an das Telephon getreten, hatte es abgehoben und ein paar Worte hineingesprochen und reichte Sponer nun den Hörer mit dem Bemerkten, er werde gewünscht.

Sponer streckte zunächst automatisch die Hand danach aus. Im nächsten Moment zog er sie jedoch wieder zurück. Der Kellner, der meinte, Sponer fühle sich zu schwach, an das Telephon zu treten, wollte ihn beim Aufstehen unterstützen. Er brachte ihn dadurch auch dazu, wirklich aufzustehen, und ehe sich Sponer noch darüber ins klare gekommen war, auf welche Art er dem Kellner begreiflich machen könne, er wünsche nicht zu telephonieren, hatte er den Hörer schon in die Hand gedrückt bekommen, und der Kellner unterstützte ihn im Stehen.

Im Telephon sprach eine Frauenstimme englisch.

Sie sagte zunächst ein paar Worte wie eine Frage, wiederholte nach einem Augenblick diese Frage, jedoch mit anderer Wortstellung, dann, nach einer kurzen Pause, ward die Stimme dringlicher, fragte ein paarmal ganz kurz und sprach dann einen ziemlich langen Satz, den Sponer jedoch ebensowenig verstand wie die vorhergegangenen Sätze.

Nach einem weiteren Moment legte er, ohne zu antworten, den Hörer auf. Der Kellner sah ihn erstaunt an.

„Es war,“ murmelte Sponer, „falsch verbunden.“

Der Kellner begann ihm auf den Teller vorzulegen.

Sponer ließ sich wieder auf den Diwan fallen.

So! dachte er, jedoch ganz ruhig. So! Man rief also Mortimer an. Und er wollte an die Konsequenzen denken. Aber er konnte plötzlich keinen Gedanken mehr fassen. Seine Gedanken wichen vor ihm davon, er konnte sie nicht erreichen. Wie einen an eine Schnur gebundenen Papierball, den man einer Katze zum Spielen hinwirft und im letzten Moment immer wieder wegzieht, konnte er keinen von den Gedanken erhaschen. Er starrte verloren auf das Fleisch und auf das Gemüse, das vor ihm angerichtet ward, und auf ein Dessert aus Spanischem Wind. Nun mischte der Kellner auch noch Weißwein und Soda zusammen, rollte den Tisch ein wenig näher an Sponer heran, verbeugte sich und ging zur Tür.

Er hatte sie aber noch nicht erreicht, als das Telephon zum zweitenmal klingelte.

Der Kellner wollte, offenbar um den Hörer wieder abzunehmen, zurückkommen, Sponer jedoch winkte ihm ab. „Lassen Sie nur,“ bedeutete er ihm, „ich spreche selbst.“ Der Kellner war schon im Begriff, sich zurückzuziehen, da er aber sah, daß Sponer reglos sitzenblieb, hielt er neuerlich an. Das Telephon klingelte wiederum. Sponer erhob sich. Der Kellner kam rasch herbei, zog den Tisch vom Divan wieder zurück, und während Sponer zum Telephon ging, verließ er den Raum.

Sponer wartete, bis er die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann hob er ab.

Wieder sprach die Frauenstimme englisch.

Sponer, während er lauschte, versuchte sein Gehirn zu einem Gedanken, was er nun tun sollte, zu zwingen, doch konnte er dessen, was immer noch wie eine Betäubung auf ihm lag, nicht Herr werden; oder es mochten die Ereignisse in so rascher Folge ihre ganze Gewalt derart an ihn verschwendet haben, daß, was nun noch nachkam, ihm, zum mindesten auf eine gewisse Zeit, keine Reaktion mehr entlocken konnte. Seine Nerven empfanden einfach nichts mehr. Selbst die neue Gefahr, dieses Telefongespräch, brachte ihn nicht mehr dazu, einen Entschluß zu fassen. Nur so viel sagte er sich, daß er, wenn er auch nur ein Wort erwiderte, verloren war.

Er legte diesmal nicht auf, sondern lauschte, wie in einem Traum, weiter auf die immer hastiger werdende, schließlich flehende und drohende Stimme, die Antworten erwartete und keine bekam, die schrie und Erwidierungen verlangte und endlich verstummte. Er hielt den Hörer noch lange am Ohr, nach etwa einer Minute erst legte er auf.

Die Stimme, die erst warm und weich gewesen war wie die Berührung einer Hand, hatte sich schließlich ins Ängstliche und Schrilte erhoben und in sich selbst überschlagen, ganz zum Schluß aber den Namen Jack mehrere Male, in allen Abstufungen zwischen Zorn, Angst und Verzweiflung, gerufen. Sponer hatte die Brauen wie im Unwillen zusammengezogen. War es auf diese Art, daß man glaubte, von Mortimer noch Antwort erhalten zu können? Nein, selbst einer Stimme, die so rief, drohte und flehte, würde er nichts mehr erwidern, und er, Sponer, hatte geschwiegen wie Mortimer.

Denn Mortimers Mund war voll Wasser und schwieg.

Sponer trat zum Tisch, aß im Stehen ein paar Bissen und trank den Weißwein aus. Als er das Glas absetzte, klingelte das Telephon wiederum. Er sah nur flüchtig hin, zündete sich eine Zigarette an und tat ein paar Züge. Nun vertrug er das

Rauchen wieder ganz gut. Inzwischen klingelte das Telephon in Pausen immer weiter.

Schließlich aber hob er doch wieder ab.

Diesmal meldete sich der Portier.

Er sagte, eine Dame wünsche ihn, Herrn Mortimer, zu sprechen.

Sponer begriff zunächst nicht ganz. Wo die Dame sei? fragte er.

Unten in der Halle, erwiderte der Portier.

Sponer verschlug es nun doch plötzlich wieder den Atem. Er könne jetzt nicht mehr hinunterkommen, stammelte er und legte auf.

Er tat zwei Schritte ins Zimmer. Als ob auf einmal die Betäubung, die auf ihm gelastet hatte, wiche, war es nun wiederum, und die Nervosität des Bewußtseins begann von neuem.

Er wandte sich um, hob neuerlich ab und verlangte nun seinerseits den Portier.

Hier sei der Portier, hörte er nach ein paar Sekunden.

„Hören Sie,“ sagte Sponer, „ich wünsche die Dame jetzt nicht zu sprechen. Veranlassen Sie gefälligst, daß ich nicht immerzu gestört werde. Ich bin weder für diese Dame noch für irgend jemanden andern mehr zu sprechen. Wie können Sie überhaupt eine Person anmelden, die mich mitten in der Nacht zu sprechen wünscht! Ich bitte alle Leute abzuweisen, die mich verlangen sollten! Verständigen Sie auch die Telephonzentrale, daß es keinen Zweck mehr hat, Anrufe an mich weiterzugeben. Ich verbitte mir alle weiteren Belästigungen!“

In diesem Moment hörte er, daß in seinem Rücken die Tür aufgerissen ward, und fuhr herum.

Eine junge, hochgewachsene Person, schlank, platinblond, sehr hübsch, in einem Abendkleid und einem pelzbesetzten Brokatmantel, trat so hastig ein, daß, als sie auf ihn zukam, der Saum des Kleides um ihre Füße flatterte und schlug.

Er starrte sie an und legte, hinter sich greifend und ohne sich umzuwenden, den Hörer wieder auf, ein paarmal verfehlte er damit die Gabel, schließlich ließ er ihn liegen, wie er lag—

Kapitel 6

José Montemayor war ein Peon, ein Hirt zu Pferde, im wilden Süden der Vereinigten Staaten. Er und die andern Vaqueiros hüteten vom Sattel aus riesige Herden von halbwilden Rindern und Rossen auf den unermesslichen Ebenen von Neu-Mexiko, und wenn sie den einhertosen und dröhnenden Schwärmen der fliehenden Tiere nachjagten, so wehten hinter ihnen die Enden und Fransen ihrer Sarapes, der bunten indianischen Schals, und der Blütenstaub der Prärien und die himmelhohen Staubwolken der Llanos nach. Im Hochsommer streiften sie die Wollhemden von den Schultern, banden sie sich um die Hüften und sprengten mit nackten Oberkörpern dahin. Die Hüte, die der Sturm des Ritts ihnen von den Köpfen, um die sie farbige Seidentücher gewunden hatten, herabriß, baumelten an Schnüren auf ihren braunen Schultern.

An ihren Sätteln läuteten messingene Schellen, schwankten die Lassos und wehte das Haar an den Streifen von Bärenfellen, die auf die Bügelschuhe nie-

derhingen. Montemayor führte überdies noch eine Gitarre am Sattel. Er hatte eine gute Stimme, und am Abend sang er den andern oft Lieder vor, alte spanische Melodien und eigene musikalische Einfälle, die er zuweilen hatte.

Er galt, wenngleich er nur ein Hirt war, für einen Enkel jenes Leutnants José Montemayor, der das Peloton bei Erschießung des Kaisers Maximilian von Mexiko kommandiert hatte.

Eines Tages im Frühjahr, nach erhaltener Löhnung, brachen er und ein paar Kameraden zu einer Streife auf, ritten über die Grenze, fielen in alle mexikanischen Schenken ein, scherzten mit den Mädchen, machten Musik und Radau, vertranken ihre Dollars und Pesos und gelangten schließlich nach Monterey, einer alten, barocken, auf einem Berge gelegenen Stadt.

Es war Abend, als sie einzogen, hinter den grünen kupfernen Kuppeln und hinter den Türmen von Monterey verglühte der Himmel wie welkende Rosen. Die Straßen aber waren fast schon dunkel, die Hufe dröhnten auf dem Pflaster, im Dämmer duftete der Jasmin der Gärten und glänzten die Zierate an den Sätteln und die Augen der Frauen, die den Reitern nachblickten.

Sie zogen vor eine Schenke, banden die Pferde an, traten ein und tranken und lärmten bis in die Nacht. Dann brachen sie nochmals auf, um zu Fuß durch die Stadt zu schwärmen.

Der Duft der Gärten war noch stärker geworden und übertäubte sogar den Geruch von Öl aus den Küchen, deren Türen offenstanden, und den Dunst der südlichen Stadt. Der Vollmond war längst aufgegangen und stand schon hoch in der blauseidenen Nacht.

Die Peons zogen durch die Straßen, die still geworden waren und in denen nur das Silber ihrer Sporen klang. Der Rauch ihrer Zigaretten wehte hinter ihnen her. Montemayor schritt voran, hatte die Gitarre im Arm und sang, und die andern sangen die Lieder mit, deren Strophen sie wußten. Schließlich sang er auch ein sehr altes Lied, das nur er allein kannte, die andern schritten mit und lauschten, und die Begleitung zu seinem Gesang gab nur mehr das Schwirren der Gitarre ab und der Sporenklang.

Er hatte eine Strophe zu Ende gesungen und wollte eben die zweite beginnen, da setzte oben aus einem Hause, das dunkel dalag, eine Frauenstimme mit dieser Strophe ein. Die Stimme war sehr schön und unsäglich klar und in der Mondnacht schwebend. Montemayor hielt sogleich an, und auch die andern standen still, er schwieg erstaunt, begleitete aber den fremden Gesang weiter auf der Gitarre. Er konnte nicht sehen, wo die Singende war; indem er in den Schatten des Hauses spähen wollte, blendete das Mondlicht, über das Dach aus gewölbten Ziegeln, auf dem es wie weiße Wellen glänzte, ihm ins Gesicht, doch sah er die Silhouette eines Dachgartens oder eine Art von erhöhter Laube, die sich daran schloß, und von daher, dachte er, mußte die Stimme kommen.

Das Lied bestand aus Strophen, von denen immer die eine fragte und die andere antwortete. Die fragenden waren ursprünglich von einem Mann, die antwortenden von einem Mädchen zu singen; und als die unsichtbare Singende die Strophe des Mädchens zu Ende gesungen hatte, fiel Montemayor ein und sang wieder eine Strophe des männlichen Parts, dann sang wieder das Mädchen, und dann sang noch einmal er und dann wieder sie.

Es war die Endstrophe; und während die Stimme der Unsichtbaren vorhin noch Sprödigkeit, Zweifel und Abwehr ausgedrückt hatte, verwandelte sie sich nun zu einem Ausdruck von Versprechen und Verheißung und einer Hingabe sondergleichen.

Dann schwieg sie. Die Peones, nach einem Augenblick noch währender Bezauberung, in dem sie den Tönen, die schon verstummt waren, nachlauschten, brachen in Beifall aus. Dann trat Montemayor vor, und indem er den Hut zog und in der Hand behielt, so daß die Quasten des herabhängenden Sturmbandes den Boden berührten, fragte er, ob die beste Sängerin des Südens ihm und seinen Kameraden die Ehre erweisen wolle, sich zu zeigen.

In der Laube oben erschien das Schattenbild einer Frau oder eines Mädchens, das vom Lichte des Mondes umflort war, der hinter ihr stand und durch den von ihrem Haupte hängenden Schleier schien.

Auch die andern Peones zogen nun die Hüte, daß die Quasten ihrer Hutschnüre den Boden berührten.

„Wer seid ihr?“ fragte das Mädchen, das heißt, sie fragte, da sie spanisch sprach, wörtlich „Wer sind Ihre Gnaden?“

„Wir sind,“ antwortete Montemayor, „Cowboys und Peones aus den Staaten, über die Grenze gekommen, um die Schönen von Mexiko kennenzulernen. Wollt Ihr uns (das heißt, er sagte: Will Euer Gnaden) uns nicht Euren (oder Eurer Gnaden) Namen nennen, damit wir, wenn wir zurückkehren, überall sagen können, wie die Schönste von ihnen heißt?“

Das Mädchen lachte. „Ich heiße Consuelo,“ sagte sie. „Und wenn ihr heimkehrt, so könnt ihr erzählen, ihr hättet mich nicht einmal gesehen. Denn ich sehe euch im Mondlicht deutlich, ich aber habe den Mond im Rücken, und ihr seht mich nicht. Um so leichter könnt ihr euch einbilden, ich sei die Schönste gewesen.“

„Wir brauchen den Mond nicht,“ rief einer aus der Schar, „um zu wissen, daß Ihr so bezaubernd sein müßt wie Eure Stimme!“

„Dann ist es wiederum nichts Sonderliches, was ihr von mir haltet,“ sagte das Mädchen. „Denn meine Stimme bedeutet nicht viel, ich konnte sie kaum üben, und meine Mutter, die mich auch die wenigen Lieder gelehrt hat, die ich kenne, sang viel schöner als ich. Nun aber müßt ihr gehen! Denn die Leute im Hause schlafen schon, und es schickt sich nicht, daß ich länger mit so hübschen jungen Leuten spreche, wie ihr seid.“

Das war spanische Höflichkeit, eine Etikettesache in Erwidern der Komplimente, die man ihr selber gemacht hatte.

Mehr als Höflichkeit aber war es, als sie fortfuhr: „Insbesondere mit dem Sänger unter euch.“

Das war sogar ein direkter Hinweis, den man auch sogleich verstand.

„Wie könnten wir Euch Unannehmlichkeiten machen!“ sagte der Sprecher von früher, nach einem Blick auf Montemayor. „Wir gehen und wünschen Euch eine glückliche Nacht. Aber wollt Ihr uns nicht ein Andenken an Euch mitgeben?“

„Gerne,“ sagte das Mädchen. Sie brach eine Blüte von der Laube. „Und nun lebt wohl,“ sagte sie und warf die Blüte Montemayor zu.

Er fing sie auf und küßte sie. Die Peones verneigten sich. „Lebt wohl!“ riefen sie.—„Lebt wohl!“ rief das Mädchen und winkte ihnen nach.

Sie stimmten ein neues Lied an und kehrten zu ihrer Herberge zurück. Der Gesang und das Sporenklirren verhallte in der Gasse. Vor der Schenke schnallten sie ihre Decken von den Sätteln, traten ein, rollten sich in die Decken und legten sich schlafen. Montemayor aber blieb noch unter der Tür stehen und rauchte eine Zigarette. Dann warf er sie fort und ging, allein, zu Consuelo zurück.

Sie stand noch immer an einen Pfeiler der Laube gelehnt, als er unten in der Gasse erschien. Er trat in den Schatten des Hauses, schwang sich an den Fenstergittern empor, faßte das Geländer der Laube und zog sich hinauf.

So, von außen her über das Geländer gebeugt, begann er um sie zu werben. Sie war die Tochter einfacher Leute, aber sie benahm sich wie eine große Dame. Der Mond war längst schon im Sinken, als sie Montemayor gestattete, ihr die Hände zu küssen. Der Mond, erst als er im Sinken war, schien von der Seite her in ihr Gesicht. Montemayor hatte es immer nur in einem Dämmer gesehen, aus dem ihre Augen glänzten, nun sah er erst, wie schön sie war. Der Mond war fast schon im Untergehen, und der Tag brach fast schon an, als sie Montemayor erhörte.

Andern Tags brachen die Peones auf, aber Montemayor folgte ihnen erst nach mehreren Tagen, und auch als er ging, ging er nur, um wiederzukehren. Er kehrte fast jedes Monat zurück nach Monterey.

Im nächsten Jahr brach eine Rinderpest aus, die ungeheure Herden vernichtete, und er verlor seine Arbeit. Auf der Suche nach einem neuen Dienst verausgabte er sein letztes Geld und sah sich, um sich am Leben zu erhalten, genötigt, in den Schenken und kleinen Hotels zur Gitarre zu singen; man gab ihm dafür Quartier und hin und wieder eine Mahlzeit, auch holten ihn manche Zuhörer an ihren Tisch und forderten ihn auf, mit ihnen zu trinken. Schließlich engagierte ihn der Direktor eines wandernden Kabarettts. Er hatte überall Erfolg in den kleinen Städten, in denen er auftrat, doch bedeutet ein solcher Sänger ohne Partnerin nicht viel. Man legte ihm nahe, sich nach einer solchen umzusehen. Er setzte sich in den Zug und fuhr die Strecke, die er so oft geritten, mit der Bahn nach Monterey.

Er legte Consuelo nahe, seine Partnerin zu werden, und sie entschloß sich dazu, weniger weil sie an ihre Karriere glaubte, als vielmehr weil sie Montemayor liebte. Aber sie hatten Glück, sie hatten starken Erfolg, hauptsächlich allerdings der Schönheit Consuelos wegen. Denn Montemayors Stärke war eigentlich nicht so sehr der Gesang selbst als vielmehr der musikalische Einfall und das Modernisieren alter Lieder. Von Palm Beach aus, wo sie zuletzt aufgetreten waren, wurden sie nach New York engagiert.

Montemayor begann damals schon, Lieder zu veröffentlichen, doch fehlte ihm zum eigentlichen Schlager die letzte Verve. Er sah ein, daß er große Musik studieren müsse, um banale Musik machen zu können. Seine und Consuelos eigentliche Einnahmequelle war immer noch das allabendliche Auftreten. Er spielte Gitarre, und Consuelo tanzte und sang, im spanischen Kostüm, einen fußhohen Kamm im Haar. Sie verdienten Geld, er trug gute Anzüge, und Consuelo hatte ein paar hübsche Kleider. Auch schenkte er ihr Schmuck, aber es waren noch recht kleine, bedeutungslose Stücke.

Er liebte Consuelo immer noch so sehr, daß er sogar glücklich war, wenn sie den größeren Erfolg hatte als er. Denn mit seinen eigenen Talenten kam er eigentlich kaum zur Geltung. Auch war er letzten Endes immer noch der Peon geblieben,

der er gewesen war, ein paar seiner Gedanken galten der Musik, alle andern der Geliebten. Hätte er Consuelo nicht gehabt, so wäre er sehr unglücklich gewesen. Denn er paßte nicht in die Stadt. Er träumte oft von den Prärien. Nie aber träumt eine Frau von dem, was vorüber ist. Consuelo hatte Erfolg, sie war umworben, ein paar ihrer Gedanken galten Montemayor, alle übrigen ihrem neuen Leben.

Eines Abends ward ihnen durch ihren Manager eine Karte überbracht, ein gewisser Jack Mortimer bäte sie, nach der Vorstellung in seine Wohnung zu kommen und vor seinen Gästen zu singen. Dieser Mortimer, fügte der Manager, für den Fall, daß sie es nicht wüßten, hinzu, sei der Sohn des Bankiers Mortimer. Ja, sie wisse das, sagte Consuelo; und der Manager nannte ein sehr hohes Honorar.

Montemayor allerdings wußte nicht, wer Mortimer war. Man empfing ihn und Consuelo in Mortimers Wohnung ausgezeichnet und stellte sie beide sogleich auf den gleichen Fuß mit den Gästen, mehreren jungen Leuten der reichsten Gesellschaft und auffällig hübschen Mädchen oder Frauen. Mortimer mochte damals dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt sein. Er schwärmte von Montemayors und Consuelos Liedern.

Man ging zu Tisch, zu trinken gab es in Menge. Ein Teil der Anwesenden begann sich, auf Art der Amerikaner, möglichst rasch zu betrinken und lag dann in den Nebenräumen auf den Sofas herum. Mortimer machte eine wegwerfende Handbewegung. Es sei gut, sagte er, daß man die Leute los sei, man habe jetzt Ruhe vor ihnen, und dann bat er Consuelo, etwas zu singen.

An der Tafel sitzend, sangen Consuelo und Montemayor ein Lied, und die Anwesenden überschütteten sie mit Beifall, doch kam das Gespräch dann sogleich auf andere Themen, vom Singen war nicht mehr die Rede. Mortimer erhob sich schließlich und bat, daß man ihm das Vergnügen machen wolle, sein Haus anzusehen. Man zerstreute sich, in Gruppen, in der weitläufigen Wohnung.

Als man sich wieder zusammenfand, fehlten Consuelo und Mortimer. Die zwanzig Minuten, die vergingen, bis die beiden endlich erschienen, wurden der Gesellschaft fast ebenso peinlich wie Montemayor selbst. Wo waren die zwei? Einfach nicht da. Es sah wie Absicht aus, daß sie immer noch nicht kamen, sie gingen über ein Herz hinweg, und als sie endlich eintraten, spielte Consuelo die Gleichgültige, Mortimer aber bemühte sich nicht einmal, sein Vergnügen zu verbergen.

Die Zeit, die folgte, wurde für Montemayor zur unerträglichen Qual. Es ist sehr leicht, von persönlicher Eitelkeit angespornt, die Treue einer Frau zu verteidigen, die man kaum mehr liebt. Aber es ist unmöglich, eine Frau zu halten, die man noch liebt und die einen nicht mehr liebt. Montemayor zog eine Blutbahn hinter sich her, die aus einem Herzen entsprang, das nicht Mortimer, sondern Consuelo selbst zu Tode getroffen hatte. Sie entwaffnete ihn, indem sie gar kein Hehl daraus machte, daß sie ihn nicht mehr liebte. Eifersucht kann nur existieren, wenn man hofft, sich getäuscht zu haben. Consuelo aber bewies ihm durch ihre Gleichgültigkeit, daß er sich nicht getäuscht hatte. Er machte ihr natürlich Szenen, aber sie reagierte nicht darauf. Man hat kein Recht mehr auf ein Herz, das einem kein Recht mehr gibt.

Wäre er noch in seiner Heimat gewesen, so hätte er gewußt, was tun. Eine Frau ist dort nicht frei. Sie gehört dem, der sie verteidigen kann. Hier aber war sie frei. Sie konnte tun, was sie wollte. In den Städten hat kein Mann mehr ein natürliches

Recht auf eine Frau. Sie braucht seinen Schutz nicht mehr, sie tut, was sie will. Auch Mortimer sagte ihm das. Montemayor hatte ihn in eine Auseinandersetzung verwickelt, um ihn, am Ende des Gesprächs, niederzuschlagen.

Mortimer aber sagte:

„Ich weiß gar nicht, was Sie wollen. Sie glauben, daß Consuelo mich liebt? Ich glaube, Sie irren. Man verliebt sich nicht so schnell. Es sind zu viele andere Gelegenheiten da. Es war mir natürlich ein Vergnügen, mich mit Consuelo hie und da zu unterhalten, aber ich glaube, sie interessiert sich wirklich nicht für mich. Sie wollte Karriere machen. Sie sollten sie daran nicht hindern. Ich selbst habe für sie getan, was ich konnte. Hat sie Ihnen davon nicht erzählt? Ich habe sie vielen Leuten vorgestellt, die ihr nützlich sein können. Sie irren wirklich, wenn Sie glauben, ich hätte weitergehende Interessen gehabt. Ich war nur ein Mittelsmann. Ich habe Consuelo schon seit zwei oder drei Tagen nicht mehr gesehen. Aber ich habe sie George Anstruther vorgestellt. Kennen Sie Anstruther? Nicht? Nun, er ist jedenfalls sehr einflußreich. Er soll sich sehr für Consuelo interessieren. Böse Zungen behaupten sogar schon, sie wäre seine Freundin.“

Damit zündete Mortimer sich eine Zigarette an. Montemayor sah ihm noch einen Moment lang ins Gesicht, dann wandte er sich auf dem Absatz herum und ging.

Er hatte Consuelo in der letzten Zeit nur mehr an den Abenden gesehen, wenn sie gemeinsam auftraten. Er kehrte in seine Wohnung zurück, packte ein paar Sachen in den Koffer und verließ New York, ohne Consuelo noch einmal gesehen zu haben, ja sogar ohne seinen Manager zu verständigen. Das Intermezzo war zu Ende. Er würde, dachte er, wieder ein Peon werden, nichts weiter.

Zwei Tage später verließ er den Zug in einer kleinen Station im Süden. Es regnete. Der Regen zog in Schleiern über die Prärien, prasselte auf das Dach des Bahnhofsgebäudes, stand in Lachen zwischen den Gleisen. Am Horizont schienen die paar aus Brettern zusammengeschlagenen Häuser im Schlamm zu versinken.

Er starrte in das Wehen der Prärien. Ein paar Pferde, mexikanisch gesattelt, standen an einer Hausecke, die Kruppen dem Wetter zugewendet. Das hohe Gras wehte, der Regen, die Dämmerung, die Nebel wehten dahin.

Er erkundigte sich nach dem nächsten Zug, der hier durchkäme.

Er hatte zwei Stunden zu warten, bis der Zug kam. Er wartete nicht unter dem Bahnhofsdach, er stand draußen im Freien. Seine Schuhe, sein Mantel, sein städtischer Anzug wurden vom Regen völlig durchnäßt.

Aus dem Haus, vor dem die Pferde angebunden waren, tönte Singen, Grölen und Lachen.

Niemand kümmerte sich um ihn.

Endlich kam der Zug. Er reiste nach New Orleans.

In New Orleans hatte er einen Tag zu warten. Die JEANNE D'ARC brachte ihn nach Frankreich.

In Paris trat er mit Partnerinnen auf, die er oft wechselte. Tagsüber studierte er Musik. Nach einem Jahr siedelte er nach Berlin über, dann wieder zurück nach Paris.

Er ließ sich französische und englische Texte zu seinen musikalischen Einfällen schreiben und veröffentlichte sie.

Die *Juanita* machte ihn berühmt.

Er kehrte nach Amerika zurück, hielt sich aber nur kurze Zeit in New York auf, reiste wieder nach dem Süden und kaufte sich in Florida, in der Nähe von Palm Beach, an.

Hier komponierte er seinen zweiten großen Erfolg, die *Castilliana*.

Er verdiente damit mehrere hunderttausend Dollar. Er schrieb das Lied ganz schnell nieder, binnen wenigen Minuten, abends, bevor er nach Palm Beach fuhr, sich mit Freunden zu treffen, und die Mondnacht über dem Meer war eine gleiche wie die damals über Monterey.

Die *Castilliana* wurde unzählige Male zu Gelegenheiten gespielt, bei denen erst getanzt wurde und die Frauen dann hingingen und ihre Männer betrogen.

Er lebte von nun an teils in Palm Beach teils in New York und Paris. Die ganz groß lancierte *Sonora* war ein Mißerfolg.

In New York erfuhr er, Mortimer lebe nicht mehr da, sondern sei nach Chicago gezogen, wo er nun die Bank seines Vaters leite.

Nach Consuelo erkundigte er sich nicht, und man vermied es selbstverständlich, in seiner Anwesenheit von ihr zu sprechen. Niemand wußte, ob er noch an sie dachte. Auch fiel ihr Name in der Öffentlichkeit nicht. Er fand ihn auf keinem Programm und auf keinem Plakat.

Eines Tages lernte er George Anstruther kennen. Er war ein sehr gut aussehender Mensch von etwa vierzig Jahren. Sie sprachen natürlich nicht von Consuelo. Sonderbarerweise aber ließ Montemayor ein paar Worte über Jack Mortimer fallen. Anstruther lächelte sonderbar. Montemayor schoß das Blut sofort zu Kopf, und Anstruther, um über eine falsche Deutung der Situation hinwegzukommen, sah sich genötigt zu erklären, warum er das Gesicht verzogen hätte: Ob Montemayor denn nicht wisse, fragte er, daß Mortimer... Nun? stieß Montemayor hervor, und sein Herz setzte aus... Daß Mortimer, sagte Anstruther, mehr Gangster als Bankier geworden sei, wie soundso viele andere Bankleute, Richter und Kaufleute in den Staaten.—Ach so, murmelte Montemayor, und sie sprachen noch ein paar Worte über Mortimers immerhin mögliche Beziehungen zur Unterwelt, und dann von andern Dingen. Mortimers Bank, dachte Montemayor, schien schlecht zu gehen. Daß aber sogar reiche Leute schließlich zu Vertrauensmännern der Verbrecher wurden, geschah nicht selten.

Ein paar Tage später erfuhr Montemayor durch blanken Zufall von Leuten, die von seiner Tragödie nichts wußten, Consuelo sei lungenschwindsüchtig gewesen und in einem Sanatorium in den Felsengebirgen gestorben. Vor drei Jahren schon.

Zwei Monate darauf heiratete er Winifred Parr.

Im Spätherbst reiste er mit ihr nach Paris. Eines Abends nach der Oper, als sie bei Ciro soupierten, sah er, daß Winifred jemandem, der in seinem, Montemayors, Rücken saß, zunickte, offenbar einen Gruß erwidern. Er wandte sich um, es war Jack Mortimer.

Mortimer kam sogleich an den Tisch. Er kannte Winifred flüchtig von früher her. Er sprach ein paar gleichgültige Worte und tat, als sei zwischen ihm und Montemayor nie etwas vorgefallen.

Ehe Montemayor es hindern konnte, bat Winifred Mortimer an den Tisch.

Was nun und in den nächsten Tagen folgte, vollzog sich ganz zwangsläufig. Mortimer hatte sich nie sonderlich für Winifred interessiert. Als er aber sah, daß sie Montemayors Frau war, interessierte er sich sofort für sie.

Leuten, die einem Menschen schon einmal eine Frau weggenommen haben, wird es fast zum Zwang, ihn auch um die nächste zu bringen.

Auch Montemayor spürte sofort, daß in Mortimers Augen nicht Winifred, sondern eigentlich immer noch Consuelo an seiner, Montemayors, Seite saß. Nur liebte er Winifred nicht halb so sehr, als er Consuelo geliebt. Er ward sich sofort klar, daß er sie besser verteidigen könne als die andere.

Winifred wußte nichts von Consuelo, allein sie spürte sofort die Spannung zwischen den beiden Männern, und sie reagierte darauf, wie eine hübsche, aber belanglose Frau in einer solchen Situation reagiert. Sie genoß sogleich hemmungslos das Interesse Mortimers. Wäre er Montemayor gleichgültig gewesen, so wäre er es auch für sie geblieben. Da sie aber Montemayors Eifersucht merkte, gab es keinen größeren Ansporn für sie, sich in Mortimer zu verlieben.

Montemayor wäre es zunächst allerdings noch ein leichtes gewesen, die Hoffnungen, die die beiden ineinander setzten, illusorisch zu machen. Er hätte mit Winifred abreisen können, und die Sache wäre erledigt gewesen. Aber es kam ihm, nach dem momentanen Widerwillen des ersten Augenblicks, geradezu gelegen, daß Mortimer da war. Die Rechnung zwischen ihm und Mortimer war noch nicht beglichen. Eine Gelegenheit ergab sich nun, alles so hinzustellen, als ob er, Montemayor, sich aus Mortimers Bemühungen nichts mache. Er würde Winifred halten können, wie er wollte.

Freilich: was war der Kampf um Winifred, verglichen mit dem Kampf um Consuelo! Nichts. Eine Angelegenheit der Eitelkeit. Montemayor ward sich darüber klar. Aber je leichter es ihm fiel, Winifred zu verteidigen, desto mehr spürte er im Herzen den Stachel, daß er Consuelo verloren hatte. Er hatte Mortimer halb und halb vergessen gehabt, nun begann er wieder, ihn maßlos zu hassen.

Das nahm ihm aber wiederum viel von seiner Sicherheit. Er wich Winifred zwar Tag und Nacht nicht von der Seite und machte Mortimer, der immerzu mitzog, dadurch lächerlich. Allein er begann alsbald an sich selbst zu zweifeln, so sehr energierte ihn schließlich schon der bloße Anblick Mortimers. Die alte Tragödie stieg, wenn er diesen Menschen ansah, wieder vor ihm auf, und er fing um Winifred, die ihm letzten Endes gleichgültig war, so sehr zu zittern an, wie er um Consuelo, die er vergöttert hatte, gebet.

Inzwischen stachelte sein Widerstand die beiden Verliebten aufs äußerste an. Sie verständigten sich, ohne ein Wort darüber miteinander sprechen zu können. Sie verliebten sich wirklich ineinander. Sie lasen es jeder in den Blicken des andern, sie steckten sich heimlich Zettel zu, sie sprachen so, daß sie sich durch Anspielungen verständigen konnten. Montemayor merkte es, verlor die Nerven und beschloß schließlich, doch abzureisen. Er nahm einen der Anträge an, die man ihm fortwährend machte, und erklärte Winifred, sie würden in zwei Tagen nach Wien reisen, wo er ein Jazzkonzert zu dirigieren habe.

Diese zwei Tage genügten Mortimer, sich mit Winifred dahin zu verständigen, daß er ihr nachreisen, sich heimlich in Wien aufhalten und mit ihr treffen wolle. Montemayors Abreise kam den beiden sogar gelegener als der gegenwärtige, aus-

sichtslose Zustand. Montemayor würde, so dachten sie, Mortimer, der in Paris geschäftlich zu tun hatte, in Wien nicht vermuten und seiner Frau alle jene Freiheit wiedergeben, die sie früher gehabt.

Sie irrten. Montemayor war auf das Vorhaben der beiden gefaßt. Es gelang ihm zwar nicht, etwas Konkretes festzustellen, allein er erriet, was sie tun wollten. Es lag ja nahe genug.

Er reiste mit Winifred ab und stieg in Wien im Imperial ab. Er sagte sich, daß es keinen Sinn habe, Winifreds Post zu überwachen, denn Mortimer würde ihr ja kaum ins Hotel schreiben. Er ging mit Winifred zwar meist gemeinsam aus, wenn er aber auf den Proben war, mußte er sie allein lassen. Daß sie dann sogleich versuchen würde, Briefe, die ihr von Mortimer gesendet wurden, abzuholen, war ihm klar. Sie brauchte, wenn sie postlagernd waren, ihren Paß, um sie ausgefolgt zu bekommen. Diesen Paß konnte er nicht an sich nehmen, um ihn zu verwenden, wohl aber besaß er ihre übrigen Papiere, und mit Hilfe des Trauscheines ließ er jedesmal, ehe er das Hotel auf längere Zeit verließ, auf der Post nachfragen, ob Briefe für Winifred Montemayor angekommen wären. Eine oder zwei Nachrichten mochten ihm zwar entgangen sein, doch brachte ihm der Boy, den er mit diesen Gängen betraute, schließlich, als er sich eben wieder anschickte, eine Probe zu besuchen, heimlich, wie es ihm aufgetragen worden war, ein Telegramm Mortimers an Winifred: er werde am nächsten Tage um halb sieben Uhr abends ankommen und im Bristol absteigen. Sie möge ihn dortselbst bei erster Gelegenheit anrufen.

Er vernichtete diese Depesche und ging auf die Probe. Bis zum nächsten Abend ließ er Winifred jede Freiheit, er kümmerte sich kaum um sie. Doch verriet ihm gegen Abend ihre Nervosität, daß sie, wenngleich jenes Telegramm nicht in ihre Hände gelangt war, auf andere Art von Mortimers Kommen unterrichtet sein müsse. Knapp vor sieben hatte sie die Chance, im Bristol anrufen zu können. Es hieß aber, Mortimer sei zwar angesagt, jedoch noch nicht da. Von da an hatte sie bis Mitternacht keine Gelegenheit mehr anzurufen. Montemayor wich nicht mehr von ihrer Seite. Sie besuchten die Oper, soupierten und saßen noch ein wenig in der Bar des Hotels. Um Mitternacht, als sie fürchtete, den Zustand ihrer Nerven nicht mehr verbergen zu können, erklärte sie, schlafen gehen zu wollen.

Er brachte sie hinauf. Sie bewohnten ein Appartement von zwei Schlafzimmern, die durch einen Salon getrennt waren. Sie wünschten sich im Salon gute Nacht, dann trat Winifred in ihr Zimmer und Montemayor in seines, doch blieb er an der Tür stehen und lauschte.

Nach ein paar Minuten hörte er, daß Winifred leise ihre Türe öffnete, offenbar um im Salon nachzusehen, ob niemand da sei. Dann schloß sie die Tür wieder. Montemayor öffnete sofort die seine, glitt in den Salon und lauschte an Winifreds Tür.

Er hörte, daß sie halblaut telephonierte und Mortimer verlangte. Sie sprach zwar ein paar Worte, doch schien sie falsch verbunden worden zu sein, denn sie rief sogleich nochmals an. Nun sprach sie längere Zeit, ward immer lauter und dringender, brach schließlich ab und rief noch einmal an, und zwar die Zentrale des Bristol. Dann legte sie wieder auf.

Montemayor wich sofort von der Tür zurück und trat in sein Zimmer, keinen Moment zu früh, denn er hörte, daß Winifred nun aus ihrem Zimmer in den Salon trat, ihre Tür versperrte, den Schlüssel abzog und den Salon verließ.

Montemayor, ohne Hut und Mantel, folgte ihr sofort. Sie lief die Treppen hinab, er auf Distanz hinter ihr, sie wandte sich ein paarmal um, doch gelang es ihm, sich stets noch rechtzeitig hinter eine Ecke oder Tragsäule zu drücken, so daß sie ihn nicht bemerkte. Sie verließ das Hotel, er, ein paar Augenblicke später, gleichfalls. Er sah sie über die Straße eilen, ihr Abendmantel aus Brokat schimmerte im Licht der Laternen. Bis zum Bristol mochten es nur zweihundert Schritt sein. Sie trat ein, und Montemayor sah von außen durch die Glastür, daß sie mit dem Portier sprach. Dann telephonierte der Portier, so schien es, traf Anstalten, sie zurückzuhalten, er rief etwas, doch war sie um die Biegung der Treppe schon verschwunden. Im nächsten Moment trat Montemayor gleichfalls ein und lief die Treppe hinauf. Er sah Winifred im ersten Stock den Gang entlanglaufen, eine Zimmertür öffnen und verschwinden und eilte selbst auf die Türe zu.

Winifred schloß die Tür hinter sich, sie sah sich in einem Vorraum, öffnete die nächste Tür und stand in Mortimers Salon.

Sie war so wenig darauf gefaßt, der, auf den sie zueilte, werde nicht Jack Mortimer sein, daß sie es erst bemerkte, als sie ihm schon ganz nah war. Sie hielt mit einem kleinen Aufschrei inne, hielt die Hand, an der ein paar Ringe blitzten, auf den vor Schreck halb geöffneten Mund und starrte Sponer mit immer mehr sich weitenden, gleichsam flackernden Augen an, ohne ein Wort herauszubringen.

Auch Sponer, immer noch an der Spiegelkonsole lehnend, auf der das Telephon stand, sah sie reglos an, ohne zu sprechen.

Schließlich stammelte sie etwas auf englisch, eine Entschuldigung offenbar, und daß sie sich im Zimmer geirrt haben müsse, wandte sich um und wollte rasch aus der Tür.

Sie hatte aber erst zwei Schritte getan, als ihr Blick auf die Sachen fiel, die Sponer aus Mortimers Koffern gerissen hatte und die nun überall noch umherlagen.

Sie hielt inne, schien sie zu erkennen, wandte sich wieder herum, der Mantel fiel von ihren Schultern, und der Ausdruck, der in ihre weit aufgerissenen Augen trat, verriet, daß sie begriff.

Zwei Sekunden lang blieb sie noch unbeweglich, nur daß der Ausdruck ihres Schreckens sich immer mehr verstärkte, dann stieß sie einen Schrei aus, der sofort ins Gellende stieg, warf sich herum und rannte zur Tür.

Mit zwei Sprüngen war Sponer ihr aber schon voraus und sperrte ihr den Weg. Sie wollte ihn zur Seite stoßen, er jedoch, mit der Linken die Tür zuwerfend, packte sie mit der Rechten an der Schulter. Er schleuderte sie in einen Fauteuil, und indem seine Zähne sich entblößten und ein fast irrsinniger Blick in seine Augen trat, zischte er sie an:

„Wenn Sie schreien oder zu fliehen versuchen, schlage ich Sie nieder!“

Kapitel 7

Von der Gewalt, mit der er sie hingeschleudert hatte, und vor Schrecken blieb sie zusammengekauert und blickte ihn nur fassungslos an. Auch mochte sie nicht verstanden haben, was er gesagt hatte. Doch erriet sie es wohl, denn zunächst blieb sie geduckt, wagte dann endlich eine Bewegung, als wolle sie aufspringen, sank aber, als sie seinen Blick sah, wieder zurück, allerdings nur um sich sogleich wieder aufzurichten und zu schreien:

„Wo ist Jack Mortimer?“

„Schweigen Sie!“ zischte er, denn er lauschte, ob nicht schon jemand auf dem Gang oder in den Nebenzimmern durch das Geschrei und das Türenschielen aufgeschreckt worden sei. Doch blieb alles still. Auch die Frau schwieg nun, nur in ihren Augen flackerte die Furcht. Er ging langsam auf sie zu, sie duckte sich wiederum, er blieb vor ihr stehen, und indem er sie anstarrte, stellte er sich ein paar englische Worte, die er an sie richten wollte, zusammen.

„Wie kommen Sie,“ fragte er schließlich, „hierher?“

„Wo ist Mortimer?“ stammelte sie wiederum.

Er machte eine Handbewegung.

„Antworten Sie!“ befahl er. „Wie kommen Sie hierher? Waren Sie es, die vorhin angerufen hat?“

Sie schien ihn nicht zu verstehen. Er begann zu zweifeln, daß er sich richtig ausgedrückt habe. In der Schule hatte er nur ganz kurze Zeit und sehr oberflächlich Englisch gelernt. Er wiederholte langsam und deutlich: „Haben Sie vorhin angerufen?“

„Ja,“ brachte sie schließlich hervor. „Wer sind Sie? Wo ist Mortimer?“ Und sie begann wieder, immer lauter werdend, so rasch zu sprechen, daß er sie nicht mehr verstand. Er schnitt ihr die Rede mit einer Handbewegung ab. Sie schwieg, nur ihre Blicke flackerten weiter.

„Ich kann Ihnen,“ sagte er, „nicht sagen, wo Mortimer ist.“

„Warum nicht?“ stieß sie hervor. „Wie kommen Sie in sein Zimmer? Wieso liegen seine Sachen da?“

Und sie wiederholte, als sie merkte, daß er sie schlecht verstand, die Fragen und fügte auch noch einige andere dazu.

„Sprechen Sie nicht auch Deutsch?“ fragte er. Da er aber sah, daß sie ihn nicht verstand, sagte er auf englisch: „Ich habe Sie verschiedenes zu fragen. Reden Sie, wenn Sie antworten, nicht so viel und“ (hier fehlte ihm der Ausdruck für: vor allem) „nicht so rasch. Ich verstehe Sie sonst nicht. Wer war“ (hier verbesserte er sich), „wer ist dieser Jack Mortimer?“

Sie erwiderte mit einer Frage, die er nicht verstand.

„Ich will wissen,“ beharrte er, „wer Mortimer ist.“

„Sie müssen es doch selbst wissen!“ schrie sie. „Sie müssen es wissen!“

„Nein,“ sagte er, „ich weiß es nicht.“

Sie sah sich irr um, wollte etwas erwidern, deutete dann aber bloß auf Mortimers herumliegende Sachen.

„Nein,“ sagte er. „Ich weiß es trotzdem nicht. Aber Sie werden es mir sagen.“ Er überlegte einen Moment, nahm dann die englischen Briefe vom Tisch und hielt sie ihr hin.

Sie griff sofort danach und blickte mit dem Ausdruck des Entsetzens zu ihm auf.

„Sind das Ihre Briefe?“ fragte er.

Sie gab keine Antwort.

„Ob das Ihre Briefe sind?“ wiederholte er. „War er Ihr Freund?“

Sie schwieg und drückte die Briefe krampfhaft in der Hand zusammen.

„Ob er Ihr Freund war?“ insistierte er. „Antworten Sie!“ Sie brach in Tränen aus.

Er wandte sich ab. Seine Situation war durch das Erscheinen dieser Frau eine verzweifelte geworden. Als er sich wieder zu ihr zurückdrehte, sah er ihre Augen mit einer Mischung von Wut und grenzenlosem Haß auf sich gerichtet.

„Ich,“ sagte er, „ich bin nicht schuld daran, daß ich jetzt statt Mortimer da sein muß. Glauben Sie mir das!“

Der Haß in ihren Augen flackerte weiter.

„Ich bin nicht schuld,“ wiederholte er. „Verstehen Sie mich?“

Sie schwieg.

Er zuckte die Achseln.

„Woher,“ fragte er schließlich, „kam Jack Mortimer?“

Er hatte die Frage noch zweimal zu stellen, bis sie antwortete: „Aus Paris.“

„Und woher,“ fragte er, „kannten Sie ihn. Kannten Sie ihn schon lange?“

Sie antwortete nicht.

„Hören Sie,“ sagte er, indem er die Worte langsam suchte, „Sie haben auf das, was ich Sie frage, zu antworten!“

„Sie wissen es doch selbst schon!“ fuhr sie auf.

„Nein,“ sagte er, „ich habe es Ihnen schon gesagt, daß ich es nicht weiß. Aber Sie werden es mir sagen. Wenn Sie es mir nicht sagen wollen, so werde ich Sie dazu“ (er suchte einen Moment lang nach dem Wort) „zwingen. Es tut mir leid, aber ich muß Sie auf jeden Fall zum Sprechen bringen.“

Er wollte noch anfügen, daß ihm seine Situation keine andere Wahl ließ, doch konnte er's nicht übersetzen. Er griff nur nach ihren Händen und drückte sie ihr so lange zusammen, bis sie einen Schrei ausstieß.

„Es tut mir leid,“ wiederholte er, indem er zurücktrat.

Sie begann wieder zu weinen. Er bedauerte, was er getan hatte, und wollte ihr über das Haar streichen. Sie fuhr sofort auf und schlug nach seiner Hand. Er zuckte die Achseln.

„Sie haben also,“ sagte er kurz, „zu antworten.—Wer sind Sie?“

Sie biß die Zähne zusammen.

„Wie heißen Sie?“ wiederholte er.

„Das geht Sie nichts an!“ schrie sie. „Ich wollte ja nicht zu Ihnen. Sie haben kein Recht, mich nach meinem Namen zu fragen!“

„Ich kann mich darum nicht kümmern,“ sagte er. „Sie haben mir zu sagen, wer Sie sind!“

„Nein!“

„Ja,“ sagte er und griff wieder nach ihren Händen. Sie riß sie zurück.

„Nun?“ fragte er. „Wie heißen Sie?“

„Jane,“ zischte sie.

Er dachte einen Moment lang nach. Dann zog er ihr plötzlich die Briefe aus der Hand, blätterte, obwohl sie danach griff und sie ihm wieder wegreißen wollte, einen auf und zeigte auf die Unterschrift, das W.

Sie errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Nun?“ fragte er.

„Es ist mein Familienname,“ stotterte sie. „Ich heiße Jane Ward.“

„Seit wann,“ wollte er sagen, „unterzeichnet man Liebesbriefe mit dem Zunamen?“ Doch konnte er's nicht übersetzen. Er berührte mit der Fußspitze nachdenklich ihre Abendtasche, die auf dem Boden lag. Dann hob er sie auf. Sie dachte, er wolle sie ihr geben, doch zeigte er bloß auf das metallene Monogramm, das ein W und ein M zeigte.

Sie verfärbte sich noch mehr, brachte keine Erwiderung heraus und griff zur Tasche. Er entzog sie ihr jedoch, öffnete sie rasch, sah zwei Briefe darin und zog sie hervor. Sie waren an Frau Winifred Montemayor gerichtet; nach Wien, Hotel Imperial, der eine, der andre war ein postlagernder Brief gewesen. Dann übergab er ihr wieder die Briefe und die Tasche.

Damit hatte er die Oberhand gewonnen. Im Lauf der nächsten Minuten, während sie, aus Verwirrung und weil sie nun wieder im Besitz der Tasche war, begann, die Tränenspuren wegzuwischen und sich die Nase zu pudern, brachte er ihre Geschichte aus ihr heraus.

Montemayor war ihm, dem Namen nach, natürlich bekannt. Er erinnerte sich sogar, ein paar Platten von ihm gehört zu haben. Er fragte sie auch nach Mortimer aus. Allein sie konnte ihm eigentlich nicht viel mehr sagen, als daß er der Sohn eines Bankiers sei und daß sie ihn flüchtig gekannt und erst in Paris wiedergetroffen habe.

Plötzlich fühlte er, daß sie ihm zu Füßen lag. Sie war vom Fauteuil geglitten, klammerte sich an ihn und beschwor ihn, ihr zu sagen, wo Mortimer sei.

„Liebten Sie ihn sehr?“ murmelte er.

Dann schweifte sein Blick im Zimmer umher. Dabei sah er die beiden Zigarettenschachteln, die Mortimers auf dem Diwan und die zweite, die der Kellner gebracht hatte, auf dem Speisetisch liegen.

Er machte sich von Winifreds Händen frei und ging hinüber, eine Zigarette zu holen. Er war aber noch nicht beim Tisch angelangt, als ein Geräusch ihn umblicken ließ.

Winifred war vom Boden aufgesprungen, zur Tür gerannt, hatte sie aufgerissen und lief nun durch den Vorraum auf die Gangtür zu.

Bevor er noch einen Schritt tun konnte, sie zu verfolgen, hatte sie auch die Gangtür schon aufgerissen und wollte hinausrennen, stieß jedoch einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Ein Mensch in einem Abendanzug trat durch die Tür ein. Er schlug sie hinter sich zu, und indem er sich auf Winifred warf und ihr die Hand auf den Mund hielt, erstickte er ihren Schrei. Sie rang nach Luft. Er packte sie mit der andern, freien Hand, und indem er sie mit sich schleppte, drang er in den Salon ein. Dabei war sein Gesicht von Wut so verzerrt, wie Sponer noch niemals Ähnliches gesehen.

Er warf einen Blick umher, schien Sponer gar nicht zu bemerken und zerrte Winifred mit sich zu einem der Fenster hin. Dort griff er hinter die Vorhänge und riß eine Gardinenschnur mit solcher Heftigkeit herab, daß hinter den Portieren der ganze Vorhang nachstürzte. Die Schnur legte er ein paarmal zusammen und begann die Frau damit zu schlagen.

Er hatte bis jetzt geschwiegen, nun aber fing er an, jeden Schlag mit einem gezischten Fluch zu begleiten. Unter den Hieben zerriß Winifreds Abendkleid sofort

in Fetzen, und auf ihrem nackten Rücken sprangen blutige Striemen auf. Sie hatte, als sie den Mund wieder frei bekam, zuerst geschrien, doch fielen die Hiebe so dicht, daß sie ihr sofort den Atem raubten. Sie verbarg das Gesicht in den Armen und wand sich nur mehr und stöhnte. Der Mann schlug immer weiter auf sie ein.

Sponer starrte zunächst fassungslos auf diese Szene, bis sein Gehirn sie allmählich zu begreifen begann. Vor allem hatte er zunächst nicht gewußt, was er aus dem Eindringling in bezug auf sich selbst machen sollte. Nun packte er ihn an den Schultern, schrie ihn an und stieß ihn zur Seite. Da der andere aber trotzdem von ihm nicht die geringste Notiz nahm, blindlings weiterschlug und ihn mit den Enden der umherschwirrenden Schnur sogar ein paarmal traf, riß er ihn zu sich herum, holte aus und schlug ihm mit der geballten Faust ins Gesicht.

Der Mann ging sogleich zu Boden, und auch die Frau, die er losließ, fiel hin und blieb stöhnend liegen.

Nach ein paar Momenten fing der Mann an, sich wieder zu bewegen, preßte eine Hand an die Wange, richtete sich taumelnd auf und tat zwei oder drei Schritte auf Sponer zu.

Sponer machte sich darauf gefaßt, ihn erneut zu empfangen. Doch war dieser Angriff nichts weiter, als daß der Mann unterwegs das Gleichgewicht verlor und Sponer eigentlich nur mehr in die Arme taumelte. Sponer schob ihn von sich fort. Der Mann tat zwei Schritte zurück, zog ein Taschentuch hervor, drückte es an die Stelle, auf die er den Hieb erhalten hatte, und tastete auch seine Kinnlade und sein übriges Gesicht ab, wobei er Sponer ansah. Dann schüttelte er den Kopf, als wolle er etwas abschütteln, begann wieder zu schwanken hielt sich aber noch rechtzeitig an der Tischkante an. Sponer war einen Moment im Begriff, ihn zu stützen. Der Mann, am Tisch lehrend, sah Sponer an. „Wer sind Sie?“ fragte er.

Winifred hatte sich indessen stöhnend aufgesetzt, zog die Fetzen des Abendkleides um ihre Schultern und tastete sich zum Diwan. Sponer hob den Brokatmantel vom Boden auf, ging zu ihr hin und warf ihn ihr über.

„Warum haben Sie sie denn geschlagen?“ fragte er den Mann.

„Weil sie,“ zischte der andere, vom empfangenen Hieb im Sprechen noch behindert, „weil sie meine Frau ist!“

„Sie sind Montemayor?“

„Ja.“ Er wandte sich wieder zu Winifred herum und tat, sich an den Sessellehnen anhaltend, ein paar Schritte zu ihr hinüber. „Was wolltest du denn hier?“ knirschte er. „Wolltest du nicht zu Mortimer?“

Sie duckte sich, als er näher kam, immer mehr zusammen. Sponer schob ihn zurück.

„Lassen Sie sie jetzt,“ befahl er. „Wie kommen Sie überhaupt hierher? Woher wußten Sie, daß Ihre Frau hier ist?“

„Weil ich sie telephonieren gehört habe, nebenan.—Glaubtest du,“ fuhr er Winifred an, „ich schlief schon? Dachttest du gar nicht, ich könne darauf gefaßt sein, daß du dich mit dem Menschen in Verbindung setzen würdest?“

„Mit welchem Menschen?“ schrie sie.

„Mit Mortimer!“

„Wo ist Mortimer?“

„Wo Mortimer ist?“

„Ja! Er ist nicht da! Er ist verschwunden! Statt seiner ist dieser Mensch hier,“ und sie zeigte auf Sponer. Montemayor wandte sich einen Augenblick zu Sponer um, doch sprach die Frau nun so rasch weiter, daß Sponer nicht mehr verstand, was sie sagte, auch den Mann nicht mehr, als er antwortete, und dann sprach und schrie die Frau immer schneller, und als sie schließlich schwieg, irrten ihre Blicke zwischen Sponer und Montemayor immer weiter hin und her.

Montemayor sah Sponer an.

„Sie sind Österreicher?“ fragte er.

„Ja,“ gab Sponer nach einem Moment zu.

„Meine Frau,“ sagte Montemayor in schlechtem Deutsch, „meine Frau sagt, dies sei Mortimers Zimmer und das“—er zeigte auf die umherliegenden Sachen—„seien seine Kleider. Sie sind es wirklich. Ich kenne sie noch von Paris her, da hatte er sie an. Wo ist Mortimer? Wieso sind Sie hier?“

Sponer schwieg einen Augenblick, dann fragte er: „Woher sprechen Sie Deutsch?“

„Ich habe hier herüber Musik studiert.“

„In Wien?“

„Nein, in Deutschland. Also wer sind Sie?“

„Und Sie gingen also,“ unterbrach ihn Sponer, „Ihrer Frau nach, als Sie gehört hatten, daß sie mit Mortimer telefonierte?“

„Ja.“

„Sie sagten, Sie hätten vermutet, daß Ihre Frau Jack Mortimer anrufen werde? Aus welchen Gründen vermuteten Sie das?“

„Weil,“ erwiderte Montemayor, „weil sie schon in Paris,“ und er wendete sich wieder zu Winifred herum und schrie auf englisch weiter, „weil sie schon in Paris mit ihm zusammenkommen wollte, und weil sie, als wir, sie und ich, hierherreisten, mit ihm ausmachte, daß er nachkommen solle, ich wußte das, ich bin nicht auf den Kopf gefallen! Und sie wollten sich hier treffen!“

Winifred blickte mit unbeschreiblichem Ausdruck auf ihn hinüber. „Warum hast du mich denn,“ schrie sie dazwischen, „geschlagen, wenn ich gar nicht bei Mortimer war?“

„Weil du,“ schrie er, „zu ihm wolltest! Oder wolltest du doch nicht zu ihm? Wolltest du“—und er zeigte auf Sponer—„zu dem da? Woher kennst du den überhaupt?“

„Ich kenne ihn ja gar nicht! Er war hier, als ich hereinkam, aber er will nicht sagen, wo Mortimer ist!“

Montemayor sah Sponer an. „Nun?“ fragte er. „Wo ist er?“

Sponer gab keine Antwort. Seit diese beiden, die Mortimer kannten, ihn hier entdeckt hatten, war es sinnlos geworden, Mortimers Rolle vor der Öffentlichkeit zu Ende spielen zu wollen. Es war überhaupt Wahnsinn gewesen, sie zu übernehmen. Denn mit allem, was er getan hatte, hatte er nichts erreicht, als daß er sich selbst bis zur Hoffnungslosigkeit belastet und den wirklichen Mörder Mortimers entlastet hatte, wie nie ein Mörder entlastet worden war.

Er zuckte die Achseln, warf noch einen Blick um sich, trat zum Tisch, steckte die Zigaretten ein und ging zur Tür.

Winifred richtete sich auf dem Diwan auf, sprang auf die Füße, lief Sponer nach und riß ihn am Arm zurück.

„Wohin?“ rief sie.

Er sah sie an, und ein Ausdruck von Haß trat in seine Augen. Hätte es diese Person, dachte er, nicht gegeben, hätte sie in ihrer Besessenheit nicht zu Mortimer wollen, so wäre es vielleicht möglich gewesen, am nächsten Morgen die Abreise zu fingieren, das Hotel zu verlassen, in einen Wagen zu steigen, zu verschwinden, sich zu retten. So aber betrog sie ihren Mann, rettete den, der ihr den Geliebten erschossen hatte, und ruinierte ihn, Sponer.

Er wandte sich zum Gehen.

„Wohin wollen Sie?“ rief sie.

Er machte sich mit einem Ruck von ihr los. Er sah ihr hübsches, leeres, hergerichtes Gesicht nah vor sich, kein Ausdruck war darin als der der Besessenheit für den Menschen, mit dem sie ihren Mann hatte hintergehen wollen. Ein grenzenloser Zorn stieg in ihm auf. Hätte er sie mit den Worten, die er ihr ins Gesicht schrie, vernichten können, so hätte er's getan.

„Mortimer,“ schrie er sie an, „ist tot!“

Sie brach sofort zusammen. Während Montemayor nach einem Moment des Erstarrens sie aufhob und zum Diwan trug, trat Sponer zurück zum Tisch, füllte ein Glas mit Wasser, tauchte eine Serviette hinein und reichte sie Montemayor hinüber. Montemayor drückte sie ihr auf die Stirn. Nach ein paar Sekunden kam sie wieder zu sich und fing haltlos zu schluchzen an, dann begann sie zu stammeln und schrie immer wieder dieselbe Frage. Es war ein vollkommener Schock.

Endlich ward sie, das Gesicht in den Händen vergraben, ruhiger, nur hin und wieder überlief es sie noch wie ein lautloser Krampf.

Sponer, am Tisch lehnend, sah sie an.

„Hören Sie,“ sagte er schließlich, „ich habe es nicht getan. Ich bin Chauffeur, ich heiße Ferdinand Sponer. Ich hatte Mortimer nie gesehen, bis er heute abend in meinen Wagen stieg. Als ich zur Oper kam, war er tot. Ich weiß nicht, wer ihn erschossen hat, ich hatte so wenig von dem Überfall gemerkt, daß ich mir sagte: wenn ich darüber keine Angaben machen könne, werde man mich für den Mörder halten müssen. Ich wollte Mortimers Rolle spielen, um dem Mordverdacht zu entgehen. Ich habe dadurch leider bloß erreicht, daß man nur mich selbst für den Mörder halten kann. Das Gegenteil kann ich nicht mehr beweisen. Sie können mich also anzeigen. Wenn Sie es aber tun, so machen Sie dadurch unmöglich, daß man den wirklichen Mörder je finden wird.“

Sie hatte, während er sprach, den Kopf wieder erhoben und ihn mit irren Augen angestarrt. Sie verstand nicht, was er sagte, Montemayor übersetzte ihr's mit ein paar Worten.

„Sie selbst,“ schrie sie Sponer an, „haben Mortimer getötet!“

Sponer zuckte die Achseln. „Wozu,“ sagte er, „hätte ich's tun sollen? Ich kannte ihn ja gar nicht, ich wußte nicht einmal, wer es war. Ich weiß es erst von Ihnen. Glauben Sie, ich hätte es seines Geldes wegen getan? Er hatte kaum welches bei sich.“ Er nahm Mortimers Brieftasche vom Tisch, zog das wenige Geld, das sie enthielt, und das Scheckbuch heraus und warf es hin. „Da!“ sagte er. „Oder meinen Sie: seiner Sachen wegen? Er hatte nur diese zwei Koffer und ein paar Kleinigkeiten bei sich.“ Er zog Mortimers Paß und den Colt-Revolver heraus und warf sie gleichfalls hin, dann auch das Silbergeld und die paar einzelnen Patronen.

„Das,“ sagte er, „ist alles. Und deswegen sollte ich ihn getötet haben? Ich habe es nicht getan, aber ich weiß auch nicht, wer es sonst getan haben könnte.“

Winifred blickte mit Grauen auf die Sachen, auch Montemayor starrte sie an.

„Möglicherweise,“ sagte Montemayor schließlich, „hat ihn bloß sein Schicksal ereilt.“

„Was für ein Schicksal?“ fragt Sponer.

„Er war,“ sagte Montemayor, „eigentlich Gangster.“

„Was war er?“

„Gangster, Verbrecher.“

„Wer? Mortimer?“

„Es ist nicht wahr!“ schrie Winifred.

„Ja,“ schrie Montemayor zurück, „er war es! Sein ganzer Charakter war danach. Seine Erfolge bei Frauen waren danach! Die Art, auf die er dir nachgestellt hat, war danach, und die Art, auf die du auf ihn reagiert hast! Du selbst hast es wohl gleichfalls gewußt!“

„Ich?“

„Ja, du! Und George Anstruther hat es mir selber gesagt!“

„Was hat er dir gesagt?“

„Es ist drüben allgemein bekannt!“

„Ein Mensch von seinem Vermögen wird...“

„Er hatte keins mehr! Er war fertig! Und wenn er selbst kein Verbrecher war, so lebte er von den Verbrechen der andern! Er verkaufte geraubte Aktien, er war Vertrauensmann der Schufte und weiß ich was noch! Mit der Polizei in Konflikt zu kommen riskierte er ja dadurch nicht. Denn gegen wen geht drüben die Polizei vor? Gegen Gangster? Sie wagt es nicht. Aber mit den Schuftenselbst in Konflikt zu geraten, scheint er riskiert zu haben. Denn wer schießt Gangster ab, wenn nicht Gangster selbst?“

„Hier in Europa? Bist du verrückt?“

„Nein, ich bin nicht verrückt! Er ist abgeschossen worden. Die Gelegenheit war günstiger als jede andere. Denn wie sollte die Polizei hier, die solche Verhältnisse gar nicht kennt, auf diesen Verdacht kommen?“

„Und wer sollte es getan haben?“

„Ein anderer. Sie kommen ja hin und wieder auch hier herüber, Leute von den Banden. Und die ganze Art, es im fahrenden Wagen zu tun! Aufzuspringen, zu schießen und abzuspringen, ohne daß sogar der Fahrer es bemerkte, und...“

„Er müßte es bemerkt haben! Sie hätten,“ schrie sie Sponer an, „den Schuß hören müssen!“

„Es waren drei,“ sagte Sponer kalt. „Einer in den Hals, zwei in die Brust.“

Sie wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus. „Und wo,“ stammelte sie schließlich, „ist er jetzt?“

„Mortimer?“ fragte er.

„Ja.“

Er machte eine ungewisse Handbewegung.

„Wo ist er?“ schrie sie.

„Wollen Sie ihn sehen?“ fragte er. „Sie werden es nicht mehr können. Niemand wird ihn mehr sehen.“ Er zündete sich eine Zigarette an und blickte gleichgültig und hart auf die Frau, die ihn zugrunde richtete.

„Was heißt das?“ stammelte sie. „Wo ist er?“

„Im Strom,“ sagte er. „Der Strom ist lang. Er hat einen weiten Weg bis ans Meer. Wie kann ich wissen, wo Mortimer jetzt schon ist!“

Sie schrie auf, sprang vom Diwan, ballte die Fäuste und schlug auf ihn ein. Er sah sie kalt an, wehrte sich nicht und machte sich nicht einmal die Mühe, ihr die Hände festzuhalten. Die Verzweiflung dieser Frau war seine einzige Revanche. Aber wie lange, dachte er, wird sie dauern? Ich, ich werde die freie Luft wohl nie wieder atmen. Aber sie? In ein paar Monaten, vielleicht in ein paar Wochen schon wird sie ihren Mann eben mit einem andern betrügen als mit Jack Mortimer.

Mit einer ungeduldigen Bewegung packte er schließlich ihre Handgelenke und stieß sie zurück.

Sie taumelte nach rückwärts, wollte etwas sagen, wandte sich aber plötzlich um, lief zum Telephon und hob es ab. Montemayor war sofort bei ihr.

„Was willst du denn?“ fragte er.

„Anzeige erstatten!“ zischte sie.

„Das wirst du nicht!“ sagte er. Sie gab jedoch gar nicht auf ihn acht, nahm den Hörer hoch und öffnete schon den Mund, um Verbindung zu verlangen, als er ihr den Hörer aus der Hand riß.

„Du wirst das bleibenlassen!“ befahl er und legte auf. „Ich denke gar nicht daran!“ schrie sie und wollte wieder abheben.

Er hielt den Hörer fest.

„Laß das!“ rief er.

„Was fällt dir ein!“ schrie sie.

„Du wirst nicht telephonieren!“

„Warum nicht?“

„Weil ich, dein Mann, es dir verbiete!“

„Du bist nicht mehr mein Mann und hast mir nichts mehr zu verbieten!“

„Ach!“ rief er. „Findest du? Vielleicht weil du mich betrügen wolltest?“

„Ja.“

„Du hast es aber nicht getan! Du wolltest es bloß, hast es aber nicht können!“

„Laß mich anrufen!“

„Nein!“

„Du hast kein Recht mehr auf mich! Ich habe dich in Paris schon betrogen!“

Er lachte. „So?“ sagte er. „Glaubst du, Mortimer wäre dir dann noch hierher nachgereist? Er hätte gar nicht mehr daran gedacht, sage ich dir. Er war nicht von der Art. Bildest du dir ein, er hätte dich geliebt? Er liebte dich nicht, er wollte nichts als mich mit dir betrügen, das war alles!“

„Es ist nicht wahr!“ rief sie.

„Ich kannte ihn besser als du!“

„Nein, es ist nicht wahr! Aber selbst wenn es wahr wäre, so würde ich ihn immer noch lieben und dich hassen, denn ich kann nicht mehr mit dir leben!“

„Du wirst dich daran gewöhnen müssen. Ich habe keine Veranlassung, dich freizugeben. Du hast mich nicht betrogen und wirst mich auch nicht betrügen, da sei du sicher! Und ich dulde infolgedessen auch nicht, daß du dich kompromittierst, indem du Anzeige erstattest! Es geht niemanden an, daß du hier warst!“

„Auch die Kriminalpolizei nicht?“

„Auch die nicht. Denn sie wird es nicht erfahren.“

„Wieso nicht?“

„Weil du die Anzeige nicht erstatten wirst!“

„Das glaubst du mir verbieten zu können?“

„Ja.“

„Nein, das kannst du nicht!“

„Doch. Und auch ich werde sie nicht erstatten. Denn meine Ehre ist mir wichtiger als dir die deine und dieser ganze Mord an deinem Liebhaber. Hast du unten im Hotel deinen Namen genannt? Nein. Weiß man hier, wer du bist? Gleichfalls nicht. Du wirst dich also nicht selber in die Affäre verwickeln! Wir werden das Hotel verlassen, und niemand wird wissen, wer wir waren. Morgen früh reisen wir. Ebenso dieser Mensch hier, der Chauffeur, der ja ohnedies Mortimers Rolle...“

„Ach,“ schrie sie, „und du glaubst das?“

„Was?“

„Daß ich mit dir reisen und nichts sagen werde? Daß ich nicht sofort Anzeige erstatten und alles daransetzen werde, daß man Mortimers Mörder fängt?“

„Mortimer,“ brüllte er, „geht mich nichts an, und ob deine Liebhaber krepieren oder nicht, ist mir egal, ganz abgesehen davon, daß dieser Mensch hier bestimmt nicht Mortimers Mörder ist!“

„Er ist es!“

„Nein, und du wirst nicht mich blamieren und einen andern Menschen, der schuldlos ist, ans Messer liefern.“

„Er ist nicht schuldlos! Er ist, zum mindesten, ein Mitwisser!“

„Nein, er ist es nicht, aber selbst wenn er es wäre, so wäre es mir gleich! Ich verbiete dir, daß du mich bloßstellst. Du wirst schweigen!“

„Nein, ich werde es nicht!“

So stritten und schrien sie weiter. Sponer verstand das meiste nicht, doch sah er, daß hier eine Chance für ihn war. Er zweifelte zwar daran, daß Montemayor diese Frau wirklich zum Schweigen bringen könne, aber verzögern konnte dieser Streit die Anzeige mindestens für so lange, bis es ihm, Sponer, möglich war zu fliehen. Wohin? Irgendwohin ins Ausland.

Floh er, so riskierte er allerdings, daß die Anzeige früher erfolgte, als er über der Grenze war. Er hatte den beiden seinen Namen genannt, sie mochten ihn zwar nicht verstanden oder vergessen haben, wie er hieß, aber sie wußten, daß er Chauffeur war. Es würde also ein leichtes sein, ihn ausfindig zu machen. Und in diesem Augenblick, indem sein Blick auf Mortimers auf dem Tisch liegenden Paß fiel, kam ihm auch der Gedanke, daß es ihm leichter möglich sein werde, mit diesem Paß als mit seinem eigenen zu entkommen. Denn an den Grenzen würde man zunächst zwar den Namen des mutmaßlichen Mörders, wahrscheinlich aber nicht den des Ermordeten bekanntgeben. Nur auf Mortimers Paß konnte er fliehen, zum mindesten bis durch die Zeitungen auch der Name des Toten überall bekannt war.

Er schlug den Paß hastig auf. Paßbilder sind einander meist ähnlicher als den Personen derjenigen, die sie darstellen. Zudem konnten die Pässe unter Umständen summarisch visitiert werden, das heißt: vielleicht sammelte man sie im Zug ab, sah nur die Namen nach, verglich die Photographien nicht mit den Reisenden. Und endlich konnte er versuchen, die Paßbilder, seines und das Mortimers, zu vertauschen. Vielleicht würde es gelingen.

Er hatte von dem Moment an, in welchem ihm die Idee mit dem Paß gekommen war, sehr schnell überlegt. Nun steckte er den Paß ein, die Streitenden bemerkten es nicht. Er ging zur Tür. Jetzt allerdings schrie Winifred ihm sofort nach. Montemayor aber sonderbarerweise auch.

„Wohin?“ rief er. „Bleiben Sie doch!“

Sponer war schon an der Tür. Montemayor, der Winifred festhielt, konnte nicht auch ihn gleichzeitig aufhalten. Sponer trat in den Vorraum, schlug die Tür hinter sich zu, riß seinen Chauffeurmantel, den der Boy da hingehängt hatte, vom Haken, zog den Schlüssel von der Gangtür, trat auf den Gang, warf sie hinter sich zu, sperrte zweimal ab und steckte den Schlüssel ein. Nun erst, während er den Gang entlangeilte und den Mantel anzog, fiel ihm ein, wie es ja zu Montemayors Absicht gehört haben müsse, daß er, Sponer, bis zum nächsten Tag im Hotel bleiben, mindestens aber nur unter Mitnahme von Mortimers Gepäck abreisen sollte. Das noch herauszuholen, war es nun allerdings zu spät. Auch glaubte er nicht daran, daß die rasende Frau sich noch würde dahin bringen lassen, auf die Dauer zu schweigen. Die Situation, seine Stellung und seine Freiheit hier waren ohnedies verloren. Es blieb ihm nur mehr die Flucht. Er eilte die Treppen hinab, und trat auf die Straße. Die beleuchtete Uhr bei der Oper zeigte fast zwei.

Kapitel 8

Links, in der Gasse zwischen dem Bristol und dem Grand-Hotel, gab es noch Autos. Ein paar Chauffeure standen vorn an der Ecke, zwei davon kannte er. Sponer drückte sich an ihnen vorbei, ging rasch bis zum letzten Wagen und zog den Schlag auf. „Letzter!“ rief jemand. Ein Chauffeur eilte herbei. Sponer stieg rasch ein, den Chauffeur kannte er nicht. Er nannte die Adresse seiner Wohnung. Der Chauffeur warf den Schlag zu, stieg ein, bog aus der Reihe und fuhr davon.

Ein paar Sachen würde er, Sponer, aus der Wohnung holen, vor allem Geld, er besaß etwas Erspartes, und dann auf einen der Bahnhöfe fahren, gleichgültig auf welchen, am besten aber doch auf den Südbahnhof, da konnte er dann über die jugoslawische Grenze, aus irgendeinem Grund bildete er sich ein, daß er dort am leichtesten durchkommen könne, um in Slawonien oder Kroatien zu verschwinden; er stellte sich vor, daß es da große Gebiete gab mit Dörfern, die durch die Behörden schwerlich genau zu kontrollieren waren, und Gebirge und große Wälder. Es war jetzt zwei Uhr, um dreiviertel drei oder um drei spätestens konnte er schon auf dem Bahnhof sein, denn in seiner Wohnung würde er höchstens ein paar Minuten brauchen, das Notwendigste zusammenzuraffen, und den Wagen konnte er inzwischen warten lassen. Das heißt: wenn er dann zum Südbahnhof weiterfuhr, würde es gut sein, unterwegs den Wagen zu wechseln, um die Spur zu verwischen, denn wenn morgen die Sache bekannt wurde, ließ sich's der Chauffeur bestimmt nicht nehmen, auf die Polizei zu rennen und zu sagen: Ja, er habe vom Bristol aus einen Menschen zu Sponers Wohnung gefahren und dann mit dem Gepäck weiter auf die Südbahn, und das sei ihm gleich verdächtig vorgekommen, und so weiter. Daß es morgen schon in den Mittagsblättern stehen werde, war sicher, doch ging das ihn, Sponer, nichts mehr an, weil er ja die Grenze eher erreichen würde als die

Zeitungen, die Mortimers Namen brachten. Er hatte auf Mortimers Paß mindestens achtzehn Stunden Zeit. Doch zweifelte er nicht daran, daß nun, Mortimers zurückgebliebenen Gepäcks und seiner nicht mehr vorzutäuschenden Abreise wegen, auch Montemayor selbst seiner Frau nachgeben und die Anzeige werde erstatten müssen. Wirklich zum Schweigen konnte er die Frau ja doch nicht bringen. Es blieb sich also gleich, ob das Gepäck stehengeblieben war oder nicht, doch erfolgte die Anzeige wahrscheinlich jetzt schon oder war sogar schon erfolgt, kaum daß er, Sponer, das Zimmer verlassen. Hatten aber die Montemayors seinen Namen verstanden oder nur halbwegs verstanden, so war es denkbar, daß Kriminalbeamte schon zu Sponers Wohnung unterwegs waren oder, kaum daß er sie betreten hatte, nachkommen würden, die Polizei arbeitete ja in solchen Fällen blitzschnell, weil sie wußte, daß eine solche erste Chance, einmal vertan, nicht wieder einzubringen war.

Er schlug an die vordere Scheibe. Der Chauffeur wandte sich halb um. Sponer rief ihm Marie Fialas Adresse zu.

Er brauchte ihr ja nicht zu sagen, was geschehen war. Er würde sie bloß bitten, ihm ein paar Sachen und das Geld aus seiner Wohnung zu holen, er konnte sagen, er sei in irgendeine unangenehme Situation geraten, über die er sich nicht weiter auszulassen brauchte, und sie bitten, ihm den Gefallen zu erweisen, und sie würde es bestimmt tun. Er mußte es nur als dringend genug hinstellen.

Sie liebte ihn ja. Sie hatte doch gestern abend noch geweint. Sie würde gehen. Sie lief ja, dachte er, keine Gefahr, denn wenn man sie auch in seiner Wohnung fand, konnte sie ja sagen...

Der Wagen hielt vor ihrem Hause. Er stieg rasch aus und griff in die Tasche, um zu zahlen. Sie war leer. Er hatte alles Silbergeld im Bristol auf den Tisch geworfen. Er hatte auch Mortimers Brieftasche auf dem Tisch liegenlassen, es war ein unverzeihlicher Fehler gewesen, denn mit dem Gelde, das sie enthielt, und mit den Schecks hätte er doch... Er hatte aber nur den Paß mitgenommen. Verflucht! knirschte er und durchsuchte alle Taschen, doch hatte er auch, was er am Nachmittag eingenommen, an Haintl abgeliefert.

„Warten Sie hier!“ rief er dem Chauffeur zu, trat zum Haustor und klingelte. In diesem Augenblick fiel ihm ein, daß Haintl ihm beim Abrechnen einen Teil des Silbergeldes gegen eine Banknote umgewechselt hatte. Wo war die? Er griff in die Brusttasche und fand tatsächlich die Banknote.

Während der Chauffeur ihm noch Geld herausgab, ward das Haustor geöffnet. Er gab der Hausbesorgerin, die sich, aus dem Schlaf geweckt und unordentlich bekleidet, hinter den Torflügel drückte, eine Münze, sagte: „Zu den Fialas!“ und lief schon die Treppen hinauf. Das Treppenhaus war finster. Er riß nacheinander ein paar Zündhölzchen an, rannte treppauf und klingelte an der Wohnung der Fialas, dann nach ein paar Augenblicken nochmals.

Es blieb hinter der Glastür dunkel, er stand da, es roch im Treppenhaus nach schlechter und abgestandener Luft. Er klingelte lang und anhaltend zum drittenmal. In diesem Moment wurde es in der Wohnung licht, er hörte Schritte, ein Schlüssel ward im Schloß umgedreht und die Tür geöffnet.

Es war Maries Vater, der einen Mantel übergeworfen hatte und Sponer ansah.

„Ich muß,“ sagte Sponer und trat ein, „die Marie sprechen.“

„Jetzt?“ fragte Fiala.

„Ja.“

„Was ist denn los?“

„Ich habe mit ihr zu reden.“

„Etwas Wichtiges?“

„Natürlich! Bitte, wecken Sie sie, und sagen Sie ihr, sie möchte sofort herkommen.“

„Sie haben uns doch selbst schon alle geweckt!“

„Was sind Sie denn auch so lang nicht gekommen?“

„Ich wußte ja nicht, wer das, mitten in der Nacht, wäre.“

„Gut, gut, aber schicken Sie sie jetzt heraus!“

Fiala sah ihn an. „Was wollen Sie denn eigentlich mit ihr sprechen?“ fragte er.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Schicken Sie sie nur heraus, ich habe es sehr eilig. Also bitte!“

Fiala, nach einem Moment, murmelte etwas, wandte sich dann aber doch um und schlurfte in seinen Pantoffeln auf eine kleine Tür zu, öffnete sie und trat ein. Sponer sah, wie er, während er die Tür schloß, das Licht im Zimmer andrehte. Dann sprach er drin etwas, und nun hörte man auch Marias Stimme. Gleich darauf erschien er wiederum. „Sie kommt gleich,“ sagte er. „Warten sie inzwischen hier herinnen“; und er öffnete die Tür zum Wohnzimmer, machte Licht und ließ Sponer eintreten. Er war beunruhigt, wagte aber nichts zu sagen. Sponer warf sich in einen Sessel. Fiala stand noch einen Augenblick da, sagte jedoch nichts, trat schließlich nebenan ein und schloß die Tür hinter sich. Man hörte eine Frauenstimme etwas fragen und ihn darauf erwidern.

Er war ein kleiner Beamter. Er hatte außer Marie noch zwei Kinder, Knaben von zehn und von acht Jahren, den einen hörte Sponer nebenan im Schlaf sprechen. Auch eine Schwester hatte Marie gehabt, Hedwig geheißen, doch war sie gestorben.

Im Zimmer roch es nach eingesperrter Luft und nach Essen. Auch im Stiegenhaus hatte es so gerochen und in Sponers Wohnung, bei den Oxenbauers, und in Sponers Stiegenhaus und in den Wohnungen und Stiegenhäusern der Freunde, die er hatte, und bei den Bekannten, zu denen er sonst kam. Nach eingesperrter Luft roch es und nach Essen. Hier wuchsen die Leute auf, und dann heirateten sie, und ihre Kinder wuchsen wiederum in Wohnungen auf, in denen es nach eingesperrter Luft und Essen roch. Und nach ein paar andern nicht definierbaren Substanzen. Das war das Leben.

Sponers Vater war Hauptmann in irgendeinem Infanterieregiment gewesen, in seiner Wohnung hatte es vielleicht nicht so sehr nach schlechter Luft und Speisen gerochen, höchstens am Freitag nach Fisch, aber Sponer erinnerte sich nicht mehr daran. Seine Mutter war längst tot, und er selbst war nur wenig über sechs Jahre alt gewesen, als auch sein Vater gestorben war, er wußte nur noch, wie sonderbar es gewesen war, als der Hauptmann aufgebahrt zwischen sechs Kerzen dalag, im Waffenrock mit der schlichten Reihe blitzender Knöpfe, Feldbinde um und die Hände in den weißen Wildlederhandschuhen gefaltet. Und eine Menge Leute kamen und gingen, in Orden und Uniformen und Tschakos, und beim Begräbnis regnete es. Aber als nach dem schlagartigen Krachen der Zugssalve über dem Grab der dünne Rauch verwehte, verwehte auch all das endgültig, und die Wohnungen, in die der Knabe dann kam, rochen nach Essen und schlechter Luft.

Er ward als Offizierssohn zwar 1917 in eine Kadettenschule aufgenommen, da war die Luft allerdings gut und das Essen schlecht, aber ein Jahr später kam er doch wieder in die Wohnungen, in denen es nach schlechter Luft roch und nach schlechtem Essen, und das blieb so. Das war eben das Leben. Das war sein Leben, aber nun, da es zu Ende ging, war es doch unendlich schwer, davon Abschied zu nehmen.

Als Marie eintrat, blickte er sie, wenngleich er höchstens zwei Minuten seinen Gedanken nachgehangen hatte, verloren an. Sie trug ein Paar alte Spangenschuhe und hatte einen Schlafrock übergeworfen. Ihr Haar war nur flüchtig zurückgekämmt, es schimmerte mit tausend wirren goldenen Fäden im Licht. Ihr Gesicht war sehr weiß, und in den Augen hatte sie einen gespannten und geängstigten Ausdruck. Sie blieb an der Tür stehen.

„Was gibt's?“ fragte sie.

Er stand auf. „Höre,“ sagte er, „ich muß dich um eine Gefälligkeit bitten.“

„Ja?“ sagte sie und sah ihn immerzu an. „Um was für eine Gefälligkeit?“

„Komm her,“ sagte er, „ich kann nicht so laut reden.“ Sie kam langsam näher. Er griff in die Tasche, holte eine Zigarette heraus und suchte nach den Zündhölzchen. „Also du mußt mir,“ sagte er, „aus meiner Wohnung etwas holen.“ Und er zündete sich die Zigarette an.

Sie antwortete nicht sogleich.

„Jetzt?“ fragte sie schließlich.

„Ja.“

„Aus deiner Wohnung?“

„Ja. Einen Anzug und etwas Wäsche. Am besten den dunkelgrauen Anzug. Wo die Wäsche liegt, weißt du ja. Und ein Paar Schuhe, unten aus dem Waschtischfach. Und die Sachen auf dem Waschtisch selbst und das Rasierzeug. Das packst du alles in den kleineren Handkoffer, der oben auf dem Schrank liegt. Nicht in den großen, in den kleineren. Und dann mußt du mir auch das Geld mitbringen. Es liegt in einem Briefumschlag links rückwärts in der Tischlade. Hier ist der Schlüssel.“ Er zog einen kleinen Bund heraus. „Dieses ist der Schlüssel zur Tischlade, dies der Torschlüssel, dieser hier sperrt die Wohnung. Das Zimmer ist nicht versperrt... Aber der Schrank ist versperrt. Hier ist der Schlüssel dazu.“ Und er zog noch einen einzelnen Schlüssel aus der Tasche.

Sie war noch blässer geworden, und ihre Lippen zitterten. „Was,“ fragte sie, „hast du getan?“

„Nichts,“ sagte er. „Ich habe nichts getan.“

„Wozu brauchst du die Sachen?“

„Weil ich,“ sagte er, „verreise.“

„Auf lang?“

Er machte eine unbestimmte Handbewegung. „Ich weiß es nicht,“ sagte er. „Wirst du mir also die Sachen holen?“

„Warum holst du sie nicht selbst?“

„Ich möchte nicht wieder in meine Wohnung.“

„Warum nicht?“

„Frag nicht,“ sagte er. „Ich kann es dir nicht sagen. Auch du brauchst ja nicht zu gehen. Ich habe dich nur darum gebeten. Du kannst auch nein sagen. Nur hast du mich dann zum letztenmal gesehen.“

Damit warf er den Schlüsselbund auf den Tisch.

„Und wenn ich,“ stammelte sie, „die Sachen hole? Sehe ich dich dann wieder?“

„Dann,“ sagte er, „vielleicht.“

Es entstand eine schreckliche Stille.

„Willst du mir nicht sagen,“ fragte sie schließlich, „was geschehen ist? Nicht weil... weil ich dich ausfragen will. Aber ich ängstige mich sonst um dich!“

Er sah sie an, zog sie an sich, küßte sie und schwieg. Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter. Nach ein paar Sekunden richtete sie sich wieder auf.

„Gut,“ sagte sie, „ich gehe.“ Und sie nahm die Schlüssel vom Tisch.

„Danke,“ sagte er.

„Ich ziehe mich nur an,“ sagte sie hastig und verschwand. Er blickte ihr nach. Nebenan hörte er ein Bett krachen, gleich darauf trat Fiala wiederum ein. Er wollte etwas fragen, schwieg aber.

„Marie,“ sagte Sponer, „besorgt mir etwas. Es kann nicht länger dauern als eine halbe Stunde. Dann ist sie wieder da.“

„Und Sie?“ fragte Fiala.

„Ich bleibe inzwischen hier.“

„Was,“ fragte Fiala nach einer Pause, „ist das eigentlich, was sie für Sie besorgen soll?“

„Sie holt mir etwas.“

„Von wo?“

„Von Bekannten. Ich habe da etwas vergessen, möchte aber nicht selber nochmals hin. Es ist eine Gefälligkeit von ihr, weiter nichts. Bitte, lassen Sie sich inzwischen nicht stören. Legen Sie sich wieder schlafen, Sie brauchen mir wirklich nicht Gesellschaft zu leisten.“

„Wollen Sie mir,“ sagte Fiala schließlich, „nicht sagen, was da vorgeht?“

„Nein. Es ist auch gar nicht so interessant.“

„Ich,“ sagte Fiala, „habe zu Ihnen nie von Ihren Beziehungen zu Marie gesprochen. Sie waren ja auch immer gut zu ihr, wenigstens soviel ich weiß, und wenn Sie das Geld zum Heiraten nicht hatten, so hatten Sie es eben nicht. Aber warum kommen Sie nun mitten in der Nacht und verlangen etwas so Sonderbares? Sie werden das Mädels... Sie werden doch nicht...“

„Herr Fiala,“ rief Sponer, „ich habe Ihnen schon gesagt, daß es sich lediglich um eine Gefälligkeit handelt, um die ich Marie gebeten habe, und um weiter nichts! Zerbrechen Sie sich bitte nicht den Kopf. Ich...“

Er verstummte, denn eben trat Marie ein. Sie war angezogen und hatte einen Mantel an. „Ich gehe jetzt,“ sagte sie. Fiala schüttelte den Kopf und trat wieder in sein Zimmer.

Sponer begleitete Marie ins Vorzimmer. „Es ist möglich,“ flüsterte er, „daß dich jemand fragt, wo ich bin. In diesem Fall antwortest du unbedingt, du wüßtest es nicht, du wärest zu mir gekommen, weil du geglaubt hättest, ich wäre daheim. Keinesfalls sagst du, daß ich hier bin. Verstehst du?“

Sie nickte bloß.

Er küßte ihr die Hände. Sie schloß die Wohnungstür auf. Dann ging sie und kam nicht wieder.

Sogleich nachdem der Chauffeur Georg Haintl Sponers Wagen übernommen hatte, erfolgte ein Anruf in der Garage, ein Wagen werde Kaiserstraße 73 gewünscht.

Haintl, wie schon gesagt, leicht angetrunken, stieg ein und fuhr, nachdem er frisch getankt hatte, in die Kaiserstraße.

Vor dem angegebenen Hause hatte er ein wenig zu warten, dann trat eine Gesellschaft von fünf Personen in Abendkleidern aus dem Haustor und verabschiedete sich voneinander, drei gingen zu Fuß gegen die Mariahilfer Straße, ein Herr aber und eine Dame in einem Hermelincapе stiegen ein, und der Herr sagte „Hotel Ambassador.“

Die Fahrt dauerte etwas über zehn Minuten. Der Hoteleingang war noch hell erleuchtet. Ein Boy trat heran und öffnete den Schlag. Die Fahrgäste stiegen aus. Der Herr griff in die Tasche, um zu zahlen, doch zeigte es sich, daß er zu wenig kleines Geld hatte, er wollte dem Chauffeur also eine Note zum Wechseln geben, da sagte die Dame, daß sie Silbergeld habe, trat zum Chauffeur nach vorn und öffnete ihre Abendtasche.

„Was hast du denn,“ fragte der Herr plötzlich, „da auf dem Rücken?“

„Wo?“ fragte die Dame.

„Auf dem Cape,“ sagte der Herr. „Der Rücken ist ja ganz schmutzig.“

„Schmutzig?“ rief die Dame.

„Ja,“ sagte der Herr; und er zog einen Handschuh aus und griff hin. „Und naß ist es auch,“ sagte er. Und als er die Hand zurückzog, waren seine Finger mit einem fleckigroten Gerinnsel bedeckt.

„Aber das ist ja schrecklich!“ rief die Dame. „Wie ist denn das möglich? Das muß vom Wagen sein!“

„Vom Wagen?“ rief Haintl laut und vom Wein noch gereizt. „Glauben Sie, daß mein Wagen schmutzig ist?“

„Natürlich!“ rief der Herr. „Das ganze Cape ist bedeckt!“

Ein zweiter Boy kam herbei, und der Herr und die Boys sahen das Cape an und konstatierten, es sei beschmutzt, und die Dame versuchte fortwährend, den Kopf so weit zu verdrehen, daß sie sich selber auf den Rücken sehen konnte.

„Und man sieht deutlich,“ rief der Herr, „wo du dich angelehnt hast. Da sind die Schmutzflecken!“ Er riß den Schlag wieder auf und schrie Haintl zu: „Machen Sie Licht!“

Haintl schaltete Licht im Fond ein, sprang von seinem Sitz und riß den Schlag auf, und alle fünf sahen in den Fond.

„Da!“ rief der Herr und griff die Polsterung der Rückenlehne ab. „Alles naß und schmierig! Und der ganze Wagen schwimmt! Schon auf der Fahrt ist es mir aufgefallen!“

„Es regnet ja doch!“ rief Haintl.

„Aber es regnet Wasser und nicht Dreck!“ schrie der Herr. „Und im Wagen ist lauter Dreck!“

„Von Ihren Schuhen!“ rief Haintl.

Nun stand auch schon ein Portier dabei, fragte, was los sei, sah den Rücken der Dame an, und die Dame zog das Cape aus und rief, es sei verdorben. Und alle griffen immer wieder das Cape und die Polsterung an, bis sie alle schmutzige Finger hatten und auch Haintl zugeben mußte, daß alles beschmutzt sei. „Was ist das,“

rief der Herr, „für ein Sauwagen, wem gehört er? Wir haben einen Schaden, er muß uns ersetzt werden, was ist denn das überhaupt für eine Schmiere, mit der alles bedeckt ist?“ Und sie traten zur Beleuchtung des Hoteleingangs und sahen ihre Finger an.

„Ganz rot!“ sagte der eine Boy.

„So braunrot,“ meinte der Portier, und die Dame, die immer wieder ihr Cape angriff und dann den Schmutz abstreifte, als schnalze sie mit den Fingern, rief: pfui! es sähe wie Blut aus.

Sofort entstand eine Stille, der Herr, schon um seiner Frau recht zu geben, sagte, es sähe tatsächlich so aus, die Boys wurden blaß, und der Portier, seit man meinen konnte, es sei Blut, griff immer wieder hinein und sagte: ja, ja, es sei schon Blut. Haintl war ganz entsetzt.

Wie denn das möglich sei? rief der Herr.

Ja, das wisse er nicht, stotterte Haintl, er habe bestimmt kein Blut in den Wagen geschüttet und dergleichen. Jetzt erschien auch ein Manager, und ein paar Passanten blieben stehen, und Haintl stotterte, er selbst habe ja den Wagen erst vor einer Viertelstunde übernommen, da müsse das Blut schon dringewesen sein.—Wer den Wagen früher gefahren? fragt der Manager.—Ein andrer, stammelte Haintl und dachte an Sponer. „Wer denn?“ rief der Herr, und Haintl nannte Sponers Namen.

Kurz, Haintl mußte schließlich auf das Polizeikommissariat fahren, und der Herr und die Dame fuhren, in einem andern Wagen, gleichfalls die paar Schritte bis dahin, und so kam Jack Mortimers Blut, das abzuwaschen Sponer im Finstern nur unvollkommen gelungen war, zum zweitenmal in die Bräunerstraße.

Dort stellte sich heraus, daß das Blut nicht, wie der Portier des Ambassador unter anderm gemeint hatte, von einem geschossenen Reh, einer geschlachteten Gans oder abgestochenen Hühnern sei, die irgend jemand im Auto mitgenommen, sondern tatsächlich von einem Menschen, und daß es vor wenigen Stunden erst vergossen worden war, auch fand man zwei der Bleigeschosse, die Mortimer durchbohrt hatten, in der Karosserie stecken, und Haintl mußte den Wagen zurücklassen und, begleitet von zwei Kriminalbeamten, zunächst in die Brandeis-Garage und, da dort niemand war als der Wagenwascher, weiter in Sponers Wohnung fahren. Inzwischen war die Familie Brandeis alarmiert, wußte aber natürlich nichts. An Sponers Haustor klingelte einer der Beamten, es wurde geöffnet, und dann ging man, unter Mitnahme des erschreckten Hausbesorgers, treppauf, die Oxenbauers wurden aus dem Schlaf gescheucht, und man betrat Sponers Zimmer. Mit der Untersuchung des blutigen Wagenfonds auf dem Kommissariat und allem weiteren war Zeit vergangen, es mochte nun schon nach zwei Uhr nachts sein.

Man hatte natürlich kaum vorausgesetzt, Sponer auf seinem Zimmer zu finden, doch war es immerhin möglich, daß er noch kam. Die ganze Art, auf die er den Wagen an Haintl übergeben hatte, ließ darauf schließen, daß er glaubte, die Spuren genugsam verwischt zu haben. Er glaubte es ja in der Tat. Nach einem kurzen Verhör des Oxenbauer und seiner Tochter, die beide nichts von Belang aussagen konnten, weil sie seit etwa halb elf Uhr schon geschlafen und daher auch Sponers zweimalige nächtliche Heimkehr überhört hatten, wurden sie, zunächst nur in ih-

re Zimmer, und der Hausbesorger gleichfalls, entlassen, legten sich jedoch nicht wieder zu Bett, sondern fingen an, in ihrem Zimmer das unerhörte Ereignis zu besprechen. Inzwischen setzten die Kriminalbeamten das Verhör mit Haintl fort und begannen Sponers Zimmer ganz genau zu durchsuchen. Die beiden französischen Zeitungen fielen ihnen auf. Auch sprengten sie den verschlossenen Kleiderschrank und fanden den nassen Anzug.

So weit war man gekommen, nur an die Tischlade hatte noch niemand gedacht (weil der Tisch mit einer Decke verhängt war), als die Marie Fiala erschien. Sie hatte unten das Haustor, das noch ein altmodisches Schloß besaß, zwar geschlossen, aber nicht versperrt gefunden, der Hausbesorger hatte es aus Bestürzung zu sperren vergessen. Ihr Herz begann zu schlagen. Sie eilte im Finstern die Treppe hinauf, den Weg kannte sie ja. Auch die Wohnungstür war nicht versperrt, sie ging schon nach einer kurzen Drehung des Schlüssels auf. Sie war nun fast sicher, daß etwas nicht in Ordnung sei, doch wußte sie nicht, was geschehen sein konnte, Sponer hatte ihr ja so gut wie nichts gesagt. Die Kriminalbeamten und Haintl, wie auch, im andern Zimmer, die Oxenbauers und der Hausbesorger hatten das Klappern der Schlüssel und das Aufsperrn gehört. In Sponers Zimmer erlosch das Licht sofort, im andern verstummten die Redenden. Marie trat ein und sah den Lichtstreif unter der Tür zu Oxenbauers Zimmer. Sie wußte einen Moment nicht, was tun. Wenn es auf sie allein angekommen wäre, hätte sie die Wohnung sofort wieder verlassen, wäre zu Sponer zurückgerannt und hätte gesagt, dies und das sei so und so gewesen. Daß Licht unter der Tür war, konnte schließlich auch auf eine gewöhnliche Ursache zurückgehen. Warum aber hörte sie niemanden sprechen oder sich bewegen? Sie stand volle zwei oder drei Minuten unbeweglich und lauschte.

Aber sie hörte nur ihr Herz. Sie hörte es, wie sie es auf dem ganzen Weg hierher, wie sie es, als Sponer erschien, wie sie alle die Jahre nichts als ihr Herz gehört hatte. Und sie folgte diesem Herzen und dem dringenden Auftrag, den sie erhalten hatte, Sponers Sachen zu holen, und trat in sein Zimmer.

Sie hatte aber die Schwelle noch nicht überschritten, als sie gepackt und festgehalten wurde. Sie stieß einen Schrei aus. Gleichzeitig drehte jemand das Licht an. Sie sah die beiden Kriminalbeamten und Haintl, und im nächsten Augenblick stürzten auch die Oxenbauers und der Portier herein.

Man mochte damit gerechnet haben, Sponer selbst in die Hände zu bekommen, denn Haintl rief, als es licht wurde, sogleich, das sei ja nur die Marie.—Wer? fragte der eine Kriminalbeamte, ein brünetter, untersetzter Mensch.—Die Marie Fiala, sagte Haintl, Sponers Freundin.—Ja, das sei seine Freundin, sagte sofort auch das Mädchel des Oxenbauer, Haintl aber rief zu Marie gewendet: „Um Gottes willen, wie hat er denn das tun können!“

„Was?“ fragte Marie, weiß bis in die Lippen.

Der andere Kriminalbeamte, ein hochgeschossener, blonder, ein wenig vier-schrötiger Mensch, winkte Haintl sofort ab.

„Was hat er tun können?“ wiederholte Marie.

„Was suchen Sie hier?“ fragte der Blonde.

„Was er getan hat?“ schrie Marie.

Haintl zuckte die Achseln.

„Wie Sie herkommen, will ich wissen!“ rief der Beamte. „Hören Sie?“

„Ja,“ stammelte sie.

„Also, was suchen Sie hier?“

„Ich suche...“ stotterte sie. „Ich wollte...“

„Was wollten Sie?“

„Ich wollte zu Sponer... zu Sponer,“ brachte sie heraus.

„Jetzt?“

„Ja.“

„Und wo waren Sie bis jetzt?“ fragte der andre Beamte.

Sie wußte im Augenblick nicht, was sie antworten sollte, sie war noch völlig verwirrt, sie wußte nur, daß sie Sponer nicht verraten durfte. Sie durfte nicht sagen, daß sie von zu Hause kam und daß Sponer dort war. Ihr war klar, daß er etwas Entsetzliches getan haben müsse, aber sie zögerte keinen Moment, ihn nicht zu verraten.

„Nun?“ rief der Beamte.

Bei der Freundin, bei der sie Weißwäsche nähte, sei sie gewesen, sagte sie schließlich.

„Bis jetzt?“

„Ja.“

„Und woher,“ fragte der Blonde, „hatten Sie die Schlüssel?“

„Welche Schlüssel?“

„Die Hausschlüssel!“

„Das Haustor,“ sagte sie, „war ja offen.“

Alle sahen den Hausbesorger an.

„So?“ stotterte der Hausbesorger. „Offen? Das muß ich... da habe ich...“

„Und die Wohnungsschlüssel?“ fragte der Untersetzte.

„Die Wohnungsschlüssel?“

„Ja, die Wohnungsschlüssel!“

„Die Wohnungstür war ja auch offen.“

„Geht aber ohne Schlüssel trotzdem nicht auf,“ sagte der Untersetzte.

Sie wußte keine Antwort mehr. Der Beamte griff inzwischen in ihre Manteltaschen und holte die Schlüssel heraus. „Also woher haben Sie die?“ fragte er.

Sie schwieg.

„Woher Sie sie haben!“ wiederholte der Untersetzte.

Sie biß die Zähne zusammen.

„Sie wollen es nicht sagen?“

„Nein.“

„Ist ja auch nicht nötig,“ sagte der Blonde. „Sie können sie nur von Sponer haben. Und wo hat er sie Ihnen gegeben? Wo ist er?“

Sie schwieg wiederum.

„Wenn Sie nicht antworten wollen,“ sagte der Blonde, „so kann ja ich es an Ihrer Stelle tun. Bekommen können Sie die Schlüssel erst vor kurzer Zeit haben, sonst wären Sie ja früher gekommen. Und wo waren Sie bis vor kurzer Zeit? Beim Weißnähen? Schwerlich. Sie waren zu Hause. Sponer kann Ihnen also die Schlüssel nur bei Ihnen zu Hause gegeben haben. Er ist bei Ihnen geblieben und hat Sie mit den Schlüsseln hergeschickt. Offenbar sollen Sie etwas für ihn holen. Nicht?“

„Ja,“ sagte sie. Sie sah ein, daß es ein ungeheurer Fehler gewesen war, nicht zu antworten. Das Schweigen verriet mehr als das Reden, denn es brachte die andern

auf das Naheliegendste. Man würde, da man sie nun einmal ergriffen hatte, auch in ihrer Wohnung nachsehen. Man hätte es, da sie ja Sponers Freundin war, auch sonst getan. Man mußte Sponer finden, wenn sie die Beamten nicht ablenkte.

„Und was war es, was Sie ihm bringen sollten?“ fragte der Blonde.

„Geld,“ brachte sie heraus. „Aber sagen Sie mir, um des Himmels willen, was er...“

„Wozu braucht er das Geld? Will er fliehen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie. „Er wollte es jedenfalls haben. Aber wollen Sie mir nicht sagen...“

„Wo ist das Geld?“ fragte der andere.

Sie verrieten ihr nicht, was geschehen war. Sie sah Haintl an, aber er zuckte nur die Achseln.

„Wo das Geld ist?“ fragte der Untersetzte.

„In der Tischlade,“ sagte sie nach einem Moment.

Der Blonde schlug die Tischdecke zurück, brachte aber die Lade nicht auf.

„Den Schlüssel,“ fügte sie plötzlich hinzu, „haben Sie ja. Er ist bei den andern Schlüsseln.“

Der Untersetzte gab dem Blondem die Schlüssel.

„Links rückwärts,“ sagte sie.

Sie holten den Briefumschlag heraus.

„Das?“ fragte der Untersetzte.

„Ja.“

Sie sahen hinein. Auch alle anderen starrten neugierig hin. Der Umschlag enthielt nur ein paar Scheine. „Das ist alles?“ fragte der Untersetzte.

„Ja,“ sagte sie.

Sie schienen damit gerechnet zu haben, mehr Geld zu finden, offenbar alles, was Sponer dem Ermordeten, von dem sie nicht wußten, wer es war, abgenommen haben mußte. Wenn sie nicht gleich auch den Raub hätten zustande bringen wollen, wären sie ja wohl gar nicht länger hiergeblieben, sondern hätten sich sofort auf den Weg gemacht, Sponer festzunehmen. Nun aber, da sie nur Sponers Ersparnisse fanden, waren sie enttäuscht. Der Untersetzte warf das Briefkuvert auf den Tisch. „Und wo,“ fragte er, „ist das andere Geld?“

Es war den beiden gar nicht aufgefallen, daß Marie plötzlich so bereitwillig antwortete. Nun, da das, was sie vor allem holen sollte, aus der Lade war, konnte sie es Sponer bringen.

Sie ergriff blitzschnell das Geld, stürzte zur Tür, rannte hinaus und riß die Wohnungstür auf. Bevor die Überraschten begriffen hatten, was geschehen war, hatte sie die Wohnungstür hinter sich zugeschlagen und stand im Finstern. Und nun lief sie die Treppen nicht hinab, sondern hinauf. Sie überlegte das nicht erst lange. Eine Frau tut, instinktiv, so gut wie immer das Richtige.

Sie war schon auf dem Treppenabsatz und um die Wendung der Treppe herum, als die andern aus der Wohnung stürzten. Sie liefen natürlich alle treppab, wobei sie stolperten, fluchten und Zündhölzchen anrissen. Nur die Kriminalbeamten waren geschickter und glitten mehr, als daß sie liefen, längs des Geländers hinab. Sie waren auch die ersten beim Haustor, rissen es auf und rannten auf die Gasse. Nach ein paar weiteren Momenten waren auch die andern unten und liefen gleichfalls hinaus.

Kapitel 9

Kaum daß es still geworden war, lief auch Marie treppab. Das Haustor stand offen, sie spähte vorsichtig auf die Gasse und sah niemanden mehr. Als sie aber hinaustrat, kam schon einer der Beamten, der hochgewachsene, und Haintl wieder zurück, sie mochten die Gassen leer gefunden und sich gesagt haben, daß Marie wahrscheinlich nicht aus dem Haus war. Daß man sich nicht gewundert hatte, sie, als man sie verfolgte, nicht treppab laufen zu hören, war überhaupt nur damit zu erklären, daß man, als man ihr nachgerannt war, selber soviel Lärm gemacht hatte.

Die beiden, als sie um die Ecke bogen, sahen Marie sofort und begannen zu rennen, um sie einzufangen. Sie lief also in die andere Richtung, gegen die Mariahilfer Straße. Doch bogen in diesem Augenblick auch schon die Oxenbauers und der zweite Kriminalbeamte um die andre Ecke. Die einen schrien den andern zu, Marie aufzuhalten. Sie rannte also, so schnell sie konnten, schräg auf die andre Seite der Gasse hinüber, entging mit knapper Not den vier neu Aufgetauchten, die ihr den Weg abschneiden wollten, und jagte weiter, alle andern hinter ihr her.

Sie lief nicht auf ihre Wohnung zu, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Dadurch, dachte sie, werde sie auch verhindern können, daß man Sponer fand, denn solange sie davonrannte, waren die Beamten viel zu sehr damit beschäftigt, sie selbst wieder einzufangen, als daß sie noch an Sponer gedacht hätten.

Die Beamten und Haintl liefen an der Spitze der Verfolger, und die Oxenbauers und der Hausbesorger kamen hinterdrein. Alle, auch die, die es eigentlich gar nichts anging, schienen keinen andern Wunsch zu haben, als Maries habhaft zu werden und sie und Sponer ans Messer zu liefern, und die Beamten stießen unterm Laufen gellende Pfiffe aus.

Marie allerdings sagte sich alsbald, daß sie dieses Rennen nicht lange werde durchhalten können, man kam ihr, wenngleich sie wie eine Irre lief und sehr bald schon keine Luft mehr bekam, verdammt nahe. Zudem tauchte nun vor ihr, durch die Pfiffe der Beamten angelockt, auch ein diensthabender Schutzmann auf.

Die Verfolger schrien ihm zu, Marie aufzuhalten, allein er ward es zu verstehen dadurch verhindert, daß sie sich ihm geradezu in die Arme warf. „Man rennt mir nach!“ keuchte sie. Damit taumelte sie hinter ihn und blieb da einen Moment lang stehen. „Halt!“ schrie also der Schutzmann die heranrasenden Beamten an, die er, da sie in Zivil waren, als Organe der Polizei nicht erkannte. Sie nahmen natürlich keine Notiz von dieser Aufforderung. „Halt!“ schrie er nochmals, und da sie nun ganz herangekommen waren und Miene machten, sich auf Marie zu stürzen, so hieb er ihnen kurzerhand mit dem Gummiknüppel über die Schädel. Der eine ging sofort zu Boden, der andre fing zu taumeln an, nun jagte auch Haintl heran, richtete den Getroffenen auf, und bis die Verwirrung sich aufgeklärt hatte und der niedergeschlagene Beamte dem Schutzmann erklärt hatte, er sei ein Idiot, war Marie schon wieder auf der Flucht.

Doch kamen ihr die Verfolger nun nicht mehr so rasch nach wie bisher, und Haintl hatte überdies damit zu tun, den einen stark angeschlagenen Beamten zu

stützen. Die Oxenbauers waren überhaupt weit zurückgeblieben, Marie, wenn sie an den Straßenecken zurückblickte, sah gar nichts mehr von ihnen.

Nach zwei oder drei Minuten kam sie auf die Mariahilfer Straße, zu jenem Stück, das vom Westbahnhof zum Schloß Schönbrunn führt. Sie lief blindlings stadtwärts, sagte sich aber schon nach ein paar Schritten, daß das ein Fehler sei. Sie hätte besser in die andere Richtung laufen sollen, da war es eher möglich, sich zwischen den Häusern und in den dunkleren Gassen zu verlieren. Doch konnte sie nun nicht mehr umkehren. Zudem wurden ein paar von den Passanten, die es auch um diese Zeit noch gab, auf die Hetzjagd aufmerksam, denn die Verfolger schrien und piffen, aber Marie hatte immerhin noch so viel Vorsprung, daß sie der entstehenden Aufmerksamkeit immer schon um ein Stück voraus war. Sie wollte schließlich in ein Auto springen, rannte aber an einer Reihe von drei oder vier wartenden Wagen und erstaunt blickenden Chauffeuren dann doch vorbei, weil sie annahm, sie könne dem betreffenden Fahrer in solcher Eile nicht sagen, daß er so rasch davonzufahren hätte als möglich; und auch der Motor würde vielleicht nicht sofort anspringen, oder der Chauffeur selbst inzwischen auf die Verfolger aufmerksam werden und einfach nicht wegfahren. Als sie aber an den Autos vorbei war, fiel ihr auf, daß sie das Rennen und Geschrei der Verfolger nicht mehr hinter sich hörte, sie blieb, nach Luft ringend, stehen und sah, daß sie auf einen der Chauffeure einschrien und in einen Wagen stiegen, um ihr nachzufahren und sie einzuholen.

Einen Augenblick lang hielt sie sich für verloren. Dann taumelte sie auf eine Straßenbahn zu, die vorbeikam.

Es war zu dieser Stunde natürlich keine reguläre Straßenbahn mehr, sondern ein Wagen mit einem hohen Aufbau, von dem aus, die Nacht über, die elektrischen Oberleitungen nachgesehen und repariert wurden. An den ersten Wagen war ein zweiter, eine Art Lastwagen, angehängt, der das Material zu fahren hatte. Dieser Zug kam mit ziemlicher Schnelligkeit heran. Das vordere Licht blendete sie, sie wollte sich irgendwo am ersten Wagen anhalten und aufspringen, doch verfehlte sie, da sie sich, als das Licht vorüber war, in verhältnismäßiger Finsternis sah, die Gelegenheit und mußte den ersten Wagen vorbeilassen. Dann folgte der zweite, doch sah sie keine Möglichkeit, ihn zu ersteigen, erst am rückwärtigen Ende hatte er ein paar Griffe oder vielmehr eine Art von Eisenklammern als Stufen. Eine davon ergriff sie und ward von der Geschwindigkeit des Wagens sogleich umgerissen, weil sie in ihrer Erschöpfung und Verwirrung nicht daran gedachte hatte, in der Fahrtrichtung zu laufen, als sie zur Stufe griff. Doch hielt sie sich mit krampfhafter Anstrengung an, ward nachgeschleift, brachte aber die zweite Hand an die Griffe, zog sich daran empor, und nun fühlte sie sich mitgenommen. Auch ihre Füße fanden schließlich Halt. Ein paar Sekunden hing sie so, ganz erschöpft.

Inzwischen war das Auto mit den Verfolgern schon in Fahrt und kam nach, nur wenig schneller als der elektrische Zug. Man hatte Maries Manöver gesehen und schrie dem Führer des Zuges zu, zu halten. Doch hielt dieser Zug überhaupt nicht an, außer zu dienstlichen Zwecken, und dann war der Motorführer auch nicht im Bilde, was los sei, vielleicht auch hörte er gar nicht, daß man ihm zuschrie, jedenfalls ließ er die Leute schreien und fuhr weiter.

Marie kletterte inzwischen die Eisenstufen hinauf und ließ sich über die Brüstung in den Anhängewagen fallen. Da war kein Personal, das war alles im ersten

Wagen. Keuchend lag sie ein paar Augenblicke lang auf dem Boden, dann richtete sie sich wieder auf und blickte über die Brüstung.

Der Wagen mit den Verfolgern war schon ganz nahe, doch bog nun der elektrische Zug nach links auf die sogenannte Gürtellinie ein. Vor der Wendung noch versuchten die Verfolger ganz heranzukommen, den Schlag hatten sie offen, und der blonde Kriminalbeamte stand auf dem Trittbrett, bereit, auf den Anhängewagen hinüberzuspringen. Das Auto war schon längsseits, da bog der elektrische Zug nach links. Zwischen dem Geleise und dem Gehsteig verringerte sich dadurch der Raum so plötzlich, daß das Auto jählings anhalten mußte. Allein es war schon zu spät. Das linke Vorderrad stieß krachend an den Rand des Gehsteigs, verbog sich, der Wagen ging vorne nieder, und der Beamte auf dem Trittbrett ward auf das Pflaster geschleudert.

Da blieb er liegen, er schien verletzt. Allein die andern kümmerten sich nicht um ihn, sprangen aus dem Wagen und rannten dem Zuge nach.

Der Zug sauste die Gürtellinie entlang. Haintl und der übriggebliebene Beamte, als sie merkten, daß sie nicht mehr würden Schritt halten können, brüllten aus Leibeskräften. Inzwischen war man im vorderen Wagen des Zugs auf das Malheur des Autos aufmerksam geworden, man sah heraus, der Motorführer aber, sei es nun, daß er noch immer nichts bemerkt hatte, sei es aus schlechtem Gewissen, weil er vielleicht doch am Autounfall schuld haben konnte, fuhr weiter, wie Leute eben weiterfahren, die nun einmal im Fahren sind, ward aber von den andern auf die Nachlaufenden aufmerksam gemacht. Es setzte einen kurzen Wortwechsel, schließlich hielt der Zug an, und Marie, die von den Leuten im ersten Wagen gar nicht bemerkt worden war, warf sich aus dem Anhängewagen.

Vor ihr gab es eine schmale, mit Bäumen und einigem Gebüsch bestandene Parkanlage, wie überall in der Mitte der Gürtelstraße. Da hinein rannte sie. Inzwischen kamen der Beamte und Haintl, völlig außer Atem, heran. Sie mußten Marias Abspringen bemerkt haben, denn ohne sich die Mühe zu geben, den Leuten auf der elektrischen Bahn irgend etwas zu erklären, stürzten sie sich gleichfalls in die Anlage.

Jenseits davon war das Erdgeschoß eines langgestreckten großen Hauses noch hell erleuchtet. Zwischen der Anlage und dem Haus gab es eine Fahrbahn, dann stand längs des Gehsteigs eine lange Reihe von Mietwagen, auch Privatwagen, und auch auf der Parkseite der Fahrbahn standen welche.

Das Haus war ein großes Vorstadthotel, im Erdgeschoß befand sich ein Kaffeehaus und ein volkstümliches Vergnügungsetablisement von ziemlichem Umfang.

Marie lief über die Fahrbahn und rannte die Autos entlang. Als es aber in der Nähe des Eingangs zum Etablisement von der Portalbeleuchtung zu hell wurde, warf sie sich kurz entschlossen in einen der Wagen.

Dessen Chauffeur stand, wie meistens die Chauffeure, nicht bei seinem Wagen. Daß Marie aber in eines der Autos gesprungen sein könne und damit davonfahren wolle, schienen die Verfolger zu vermuten und ihr Manöver vielleicht auch wahrgenommen zu haben. Nur wußten sie anscheinend nicht mehr, welcher Wagen es gewesen war, in den sie geflüchtet. Jedenfalls begannen sie die nächstliegenden Wagen zu untersuchen, indem sie die Schläge aufrissen und hineinblickten. Schreien und Aufmerksamkeit erregen konnten sie nicht mehr, dazu waren sie viel zu sehr außer Atem.

Sie klappten die Schläge bloß mit dem Resultat auf und zu, daß schließlich doch einer der Chauffeure herankam und sie fragte, ob sie fahren wollten. Sie gaben ihm gar keine Antwort.

Inzwischen drückte sich Marie in den Fond des Wagens, in dem sie saß. Es war unmöglich, einen Fahrer zu veranlassen, sie fortzubringen, denn zu ihrem Wagen war ja kein Fahrer da. Doch erschien er alsbald, zugleich mit einer Gruppe von Leuten, die in den Wagen einstiegen, eine Adresse angaben und wegfahren wollten.

Fünf Personen stiegen ein und merkten natürlich sehr bald, daß schon jemand im Wagen saß. Normalerweise hätten sie annehmen müssen, er sei schon gemietet, da Marie aber so lange still blieb und sich in einen Winkel drückte, bis sich ihr jemand auf den Schoß setzte (der Chauffeur schaltete das Licht im Fond erst ein paar Momente später ein, als er auf seinen Sitz gestiegen war), so nahmen die Einsteigenden instinktiv das Richtige an: nämlich daß da etwas nicht in Ordnung sei, und fragten sofort, wer sich da herumdrücke. Marie blieb also nichts übrig, als wieder aus dem Wagen zu springen, und zwar auf der Straßenseite, dann rannte sie um den Wagen herum und in das Tor des Etablissements hinein.

Das bemerkten ihre Verfolger, die mit ihrer Untersuchung der Wagen schon ganz nahe herangekommen waren, und rannten ihr nach.

Es mußte, weil es um diese Jahreszeit ja noch keine öffentlichen Feste gab, ein Privatfest sein, das da drin stattfand, oder vielmehr schon das Ende eines Privatfestes, denn in der Garderobe, durch die Marie eilte, waren Leute bereits damit beschäftigt, ihre Überröcke zu verlangen, auch gab es am Eingang zu den Sälen keine Kartenkontrolle mehr, und sie konnte ungehindert in die Säle. Hier fand sie immerhin noch genug Leute vor, um unter ihnen zu verschwinden. Sie riß ihren Mantel ab und tauchte in der Menge unter. Hunderte von Frauen gab es da, die genauso aussahen wie sie selbst und die auch nicht besser bekleidet waren als sie.

Und während Haintl und der Beamte hereinstürzten und anfangen, die unzähligen Frauenzimmer anzuhalten, um Marie zu finden, und während dadurch ein Aufsehen entstand, da man die beiden für Betrunkene hielt und schon im Begriff war, sie zu verprügeln und hinauszwerfen, gewann Marie den nächsten Saal, den Gang zwischen den Séparés, und das Kaffeehaus, denn sie kannte sich hier aus, sie war schon zwei- oder dreimal, auch mit Sponer, dagewesen. Sie eilte durch das Kaffeehaus, trat wieder auf die Straße und schlug, teil laufend, teils gehend, die Richtung zu ihrer Wohnung ein, sperrte das Haustor auf, eilte die Treppen hinauf und betrat völlig erschöpft die Wohnung.

Aber da war Sponer schon nicht mehr da.

Er hatte im Wohnzimmer gewartet, Zigaretten rauchend vor sich hingestarrt und zuerst ein paar Augenblicke lang noch an Marie gedacht, dann aber an Mortimer und Mortimers Mörder und an die Unterwelt, aus der sie beide gekommen und in die sie wieder zurückgekehrt waren, der eine lebend, der andre tot.

Denn seit es die Welt gab, gab es eine Oberwelt und eine Unterwelt, es gab nicht bloß eine Welt, sondern ihrer zwei, das war eben die Welt. Seit es die Menschheit gab, gab es Ober- und Untermenschen, es gab nicht eine Menschheit schlechthin, sondern zwei, das war eben die Menschheit. Seit es die gab, gab es Hohe und

Niedrige, Edle und Unedle, Heilige und Verbrecher, Götter und Tiere, das waren eben die Menschen. Aber seit es den Menschen gab, war er nicht edel oder niedrig, nicht vornehm oder gemein, nicht gut oder böse, sondern edel, niedrig, vornehm, gemein, gut und böse zugleich. Das war eben der Mensch.

Seit jeher gab es Götter und Dämonen, Hohes und Häßliches, Heilige und Schufte, Engel und Bestien, Herren und Knechte. Bald waren die Herren die Knechte und bald die Knechte die Herren. Nie waren sie Herren und Knechte zugleich. Zugleich aber war in jedem das Herrische und das Knechtische, die Herrschsucht und das Sklavische, das Gewissen und der Trieb, die Seele und das Tier, die Liebe und der Haß, das Licht und die Finsternis.

Durch die lächerlich dünne Erdkruste, auf der die Welt stand, brach immer wieder die Unterwelt hervor, und in den Herzen der Menschen stand seit jeher der Dämon auf.

Unter den Asphalt der Großstädte, unter Hochhäuser, Bahnbahnen und Kirchen hatte man geglaubt, das Verbrechen verdrängen zu können, es wohnte da, glaubte man, in den Kanälen, unter den Brücken, in leeren Kellern... aber das war gar nicht wahr. Es war wieder heraufgestiegen, es drang in die Häuser ein, in die Bahnhöfe, in die Kontors, es trat in Mortimers Bank, es setzte sich an seinen Schreibtisch, es war mit ihm nach Europa gereist, unsichtbar mit ihm gegangen wie Satan mit Judas Ischariot, und hatte ihn in die Unterwelt wieder mit hinabgerissen, lautlos, spurlos, ohne eine Fährte zu hinterlassen, er saß tot, mit drei Schüssen, im Wagen, das war alles, kein Schrei, kein Schritt, kein Schatten des Mörders war zu sehen gewesen, der Tote saß da, als sei er gar nicht tot, und blickte gleichgültig aus gebrochenen Augen zur Seite, und erst als Sponer ihn rüttelte, fiel er nach vorn über und lag zwischen dem Koffer und dem Sitz, und da sah Sponer, daß er hin und zum Teufel war, und nun riß Mortimer ihn mit. Wieso durfte er, wer gab ihm das Recht dazu, warum ging denn der Schuldige frei aus, warum hielt er sich nicht an den wirklichen Mörder...

Sponer schrak zusammen, Fiala trat aus dem Nebenzimmer ein.

„Die Marie ist noch nicht da?“ fragte er.

„Nein,“ sagte Sponer und sah ihn verwirrt an.

„Es ist aber,“ sagte Fiala, „schon ein Viertel nach drei.“

„Ein Viertel nach drei?“

„Wohin haben Sie sie denn geschickt?“

„Die Marie?“

„Ja. Sie ist nun doch schon seit mehr als einer halben Stunde fort.“

Bis zu Sponers Wohnung konnte sie nicht länger gebraucht haben als ein paar Minuten, dann zehn Minuten höchstens zum Zusammenraffen der Sachen, sie kannte sich ja im Zimmer aus, und ein paar Minuten brauchte sie wieder hierher zurück, er hatte ihr doch gesagt, daß es eilig sei, sie mußte es ja auch selbst ahnen, warum war sie also noch nicht da? Vielleicht, dachte er, vielleicht...

„Nun?“ fragt Fiala.

„Was?“ schrie Sponer nervös.

„Wo ist die Marie also?“

„Ich weiß es nicht,“ rief Sponer, „ich warte doch selbst auf sie!“

Es mußte etwas passiert sein, sonst wäre sie bestimmt schon wieder dagewesen. Die Montemayors schienen also doch schon die Polizei angerufen zu haben,

es war ein Glück, daß er nicht in seine Wohnung gefahren war. Wenn man aber Marie aufgehalten hatte, so kam er doch nie mehr zu seinen Sachen, vor allem nicht zu dem Geld. Wie sollte er nun fliehen? Und dann würde man Marie fragen, wo er, Sponer, sei, er hatte ihr zwar verboten, es zu sagen, und sie würde sich daran auch halten, aber man würde auf alle Fälle auch in ihre Wohnung nachsehen kommen, denn es war doch wahrscheinlich, daß...

Er sprang auf. „Wieviel Uhr ist es also genau?“ fragte er Fiala.

„Bald halb,“ sagte Fiala. „Sagen Sie mir doch, wohin Marie gegangen ist!“

„Ich werde ihr,“ sagte Sponer, „entgegengehen. Weit kann sie ja nicht mehr sein. Ich schicke sie dann gleich herauf.“

Damit eilte er aus dem Zimmer. Fiala sah ihm nach. Sponer öffnete die Wohnungstür, sie war nicht versperrt, er schloß sie hinter sich, lauschte einen Augenblick in das Dunkel des Stiegenhauses und lief die Treppen hinab. Das Haustor war versperrt. Er riß ein Zündholz an, suchte die Tür des Hausbesorgers und trommelte daran. Nach zwei endlos scheinenden Minuten erschien endlich wieder die Hausbesorgerin, zum zweitenmal aus dem Schlaf gerissen.

„Sperrn Sie auf!“ befahl Sponer.

„Warum haben Sie sich denn nicht,“ fragte sie, „von den Fialas den Schlüssel geben lassen?“

„Vorwärts!“ rief Sponer. „Aufsperrn!“

Sie schlurfte murmelnd zum Tor und schloß es auf. Er blickte rasch auf die Straße, dann trat er hinaus. Sie schlug das Tor hinter ihm zu.

Er eilte zunächst in die Richtung, aus der Marie kommen mußte—wenn sie kam. Wenn sie aber kam, kam sie wahrscheinlich nicht allein. Er ging daher wieder zurück, an ihrem Haustor vorbei, und postierte sich hinter der nächsten Ecke.

Die Gasse lag völlig still, nur ein feuchter Wind wehte und klapperte mit einem losen Blechstreifen eines Gesimses. Nach einiger Zeit traten zwei Leute aus einer Quergasse, überschritten die Fahrbahn und verschwanden jenseits wiederum.

Er wartete noch über eine Viertelstunde. Niemand kam. Er war nun sicher, daß Marie aufgehalten worden war. Und demnächst würden Leute kommen, in das Haus der Fialas dringen und ihre Wohnung durchsuchen.

Ohne Geld konnte er nicht mehr fliehen. Er konnte höchstens noch versuchen, sich in der Stadt selbst irgendwie durchzuschlagen, aber er hatte niemanden mehr, bei dem er sich verbergen konnte. Überall hätte man ihn sofort angezeigt. Er konnte sich also nur mehr herumtreiben und hoffen, daß man ihn nicht fand. Aber nach ein paar Tagen mußte man ihn ja doch finden. Er konnte sich somit auch gleich selbst bei der Polizei melden. Es lief schon auf eines hinaus. Denn wirklich weiter konnte er ja nicht.

Er war nun nicht mehr Jack Mortimer, er war nicht einmal mehr Sponer, der Chauffeur. Er war niemand mehr.

Er war verloren. Aber als er einsah, daß er verloren sei, tat er nicht, was er, wäre er noch Sponer gewesen, getan hätte: hingehen und sich der Polizei stellen. Er tat, was ein Jack Mortimer an seiner Stelle vielleicht getan hätte. Er warf noch einen Blick in die lautlosen Gassen, dann ging er.

Er ging zu Marisabelle.

Die Laternen flackerten und schwankten. Zwischen den trostlos dekorierten, schmutzigen Fronten der Vorstadthäuser widerhallten seine Schritte. Weiter

stadtwärts aber war später aus einiger Entfernung auch schon ein fortwährendes Fahren und Klirren herüberzuhören, ein Gerassel und ein Schlagen von Pferdehufen, als zöge, während die Stadt schlief, ein Feind ein: Fuhrwerk, das vom Land kam, um die Morgenmärkte zu versorgen. Indem er in die Burggasse einbog, sah er sie von Lastwagen erfüllt, von einem ungeordneten Zug schwerer Gespanne und Automobile, kleine Lämpchen hingen vorn an den Deichseln oder oben an den Kutschböcken, und altmodische Scheinwerfer warfen trübes Licht. Von den Kummeten der Pferde baumelte messingbeschlagener Lederzierat, die Kutscher, in Mäntel und Decken gewickelt, saßen im Halbschlaf, die Milchwagen voll blecherner Kannen klirrten wie Geschütze, ein Geruch von Pferden und Benzol, ein Duft von Früchten, Gemüse und Herbstblumen wehte einher.

Allnächtlich wurden draußen auf den Dörfern die Wagen beladen, die Pferde aus den Ställen der Meierhöfe gezogen, allnächtlich begann die gespenstische Fahrt dieser Plachenwagen und dauerte, im Schritt, viele Stunden lang. Gehöfte stiegen zu Seiten der Straßen empor und versanken wieder ins Dunkel, von den nassen Wiesen wehte der Wind, die Feuermauern der Vorstädte rückten heran, das Pflaster begann, die schweren Hufe dröhnten, die Geschirre schwankten, die großen Augen der Pferde spiegelten die Stadt wie im Traum, und wie im Traum hörten die Schläfer in den Häusern das Klirren der Wagen. Am Morgen aber war alles wieder fort, die Pferde, wenn man sie auf dem Lande, wo von den Obstbäumen der Schnee oder die Blüten fielen, von den leeren Wagen spannte, hatten vergessen, daß es die Stadt war, in der sie nachts gewesen, und die Stadt hatte vergessen, daß ein Heer jede Nacht kam und ging.

Auch die Stadt schläft, aber sie gibt es nicht zu, und wenn sie schlafen will, läßt sie das Land für sie wachen. Jede Nacht muß das Land in die Stadt, mit Pferden, Menschen und Wagen, und muß die Stadt befahren, damit es heißen könne, sie schliefe nie.

Neben dem dröhnenden und klirrenden Zug eilte Sponer die Burggasse hinab, dann nach rechts auf die Lastenstraße, und der Zug ging mit ihm. Erst auf dem Karlsplatz bog er ab, und das Rasseln verhallte in der Ferne.

Es mochte vier Uhr oder mehr sein, als er vor Marisabelles Haus kam.

Er trat unter das Tor und klingelte.

Während er wartete, schien es ihm plötzlich, er sähe Marisabelles Schatten im Schatten des Tores stehen, wie sie vormittags am andern Tag dagestanden hatte, und der Schatten wich zurück, wie sie zurückgewichen war und das Tor zugeschlagen hatte. Er war ihr nicht nachgegangen. Aber nun würde er durch das Tor eintreten, und es würde ihr nichts helfen, daß sie vor ihm zurückwich. Er würde sie erreichen.

In den Glasfüllungen oben überm Tor ward es schließlich hell, Schritte, die im Hausflur widerhallten, kamen heran, und das Tor ging auf. Ein Portier, ein Mensch von etwa fünfundfünfzig oder sechzig Jahren, rasiert, flüchtig bekleidet, blickte heraus und fragte Sponer, was er wünsche.

„Ich muß,“ sagte Sponer, „Fräulein von Raschitz sprechen.“

„Wen?“ fragt der Portier.

„Fräulein von Raschitz.“

„Jetzt?“

„Ja.“

„Das ist doch nicht möglich,“ meinte der Portier.

„Warum nicht?“ fragte Sponer.

„Um was handelt es sich denn?“

„Um eine wichtige Angelegenheit.“

„Um das für eine wichtige Angelegenheit? Hat das nicht Zeit bis morgen früh?“

„Nein,“ sagte Sponer. „Das hat nicht Zeit bis morgen früh.“

„Oder kann ich,“ fragte der Portier, „vielleicht etwas bestellen?“

„Bestellen?“ sagte Sponer. „Nein, Sie können nichts bestellen.“

„Aber ich kann Sie doch nicht hereinlassen. Sie wecken ja die ganze Wohnung, wenn Sie...“

„Wenn ich: was?“

„Wenn Sie klingeln.“

„Möglich,“ sagte Sponer. „Aber ich muß das Fräulein trotzdem sprechen.“

„Ist es denn so dringend?“

„Ja.“

„Können Sie es nicht dem Herrn Major sagen?“

„Nein,“ sagte Sponer und trat unter das Tor. Er wußte, daß er Marisabelle sprechen würde. Wenn einer in einer solchen Nacht hierherkam wie er, war ein Portier kein Hindernis mehr. Auch die Dienstleute würden kein Hindernis sein und nicht der Major und selbst Marisabelles Mutter nicht. Er schob den Portier zur Seite und trat ein.

Der Mann hielt ihn sofort am Arm fest.

Sponer machte sich mit einem Riß los. „Fahren Sie ab!“ rief er und trat in die Einfahrt. Es war eine ähnliche wie die in der Prinz-Eugen-Straße, in die er Marisabelle zum erstenmal nachgegangen war. Links sah er das Stiegenhaus. Eine große elektrische Deckenlaterne verbreitete ein aus Strahlen und Schatten gemischtes Licht.

„Wo ist,“ fragte er, indem er zur Treppe vorging, „die Wohnung?“

Der Portier war ihm nachgerannt und fragte ihn, ob er verrückt geworden sei oder was ihm eigentlich sonst einfiel.

„Ich habe,“ rief Sponer, „das Fräulein zu sprechen! Haben Sie nicht verstanden?“

„Aber Sie können die Herrschaften doch jetzt nicht wecken!“

Das sei seine Sorge! fuhr Sponer ihn an. Wo also die Wohnung sei?

Der Portier stand da und wußte nicht, was tun.

„Nun?“ rief Sponer.

„Erster Stock links,“ sagte der Mann schließlich.

Sponer trat sofort in das Stiegenhaus, der Portier nach einem Moment gleichfalls. Er drehte das Licht auf den Treppen an. Während Sponer hinaufging, blieb er unten stehen und sah ihm nach.

Im ersten Stock las Sponer: Raschitz.

Er klingelte.

Indem er wartete, daß geöffnet werde, stützte er sich mit der Hand an die schwere, polierte Tür, dann ließ er auch den Kopf vornübersinken und lehnte sich auch mit der Stirn an die Tür.

Er hatte die Augen geschlossen.

In diesem Treppenhaus roch es nicht nach Essen und nach schlechter Luft. Hier wohnte niemand, der chauffieren mußte und in den Verdacht kommen konnte, Jack Mortimer getötet zu haben. Hier wohnte, wenngleich der Unterschied nur eine einzige Rangstufe war, der Major von Raschitz und nicht der Sohn des Hauptmanns Sponer. Hier wohnte auch nicht Marie, sondern Marisabelle. Der Name einer Erzherzogin stand zwischen den beiden, der einen um seinetwillen Verhafteten, die er geopfert hatte, und der anderen, die nicht einmal mehr daran gedacht hatte, ihn anzuhören. Aber daß sie ihn nun anhören werde, wußte er. Einen, der im Scharlachmantel des Mordes kommt, hört man an, selbst wenn er nur Chauffeur ist.

Hinter der Tür kamen Schritte heran. Er richtete sich auf. Ein Hausmädchen, das einen Schlafrock übergeworfen hatte, öffnete die Tür.

„Was ist denn los?“ fragte sie unterdrückt. „Was wollen Sie denn?“

„Fräulein Marisabelle sprechen.“

„Das Fräulein? Jetzt? Sie sind ja verrückt!“

„Hören Sie,“ sagte er, „ich muß sie sprechen. Es ist sehr wichtig. Sonst wäre ich nicht jetzt gekommen.“

„Aber ich kann sie doch nicht wecken.“

„Sie müssen es tun!“

Sie stand unschlüssig da. Sie war noch sehr jung, recht hübsch.

Sie blickten sich an, und als sie seine Augen sah, mochte etwas wie eine Ahnung in ihr aufsteigen, daß zwischen einem Menschen, der so hübsche Augen hatte, und Marisabelle ganz gut etwas vorgefallen sein konnte, das es denkbar machte, eine dringende Angelegenheit sogar um diese Zeit auszutragen.

„Wie heißen Sie denn?“ fragte sie schließlich.

„Sponer,“ sagte er. „Aber Sie brauchen dem Fräulein meinen Namen gar nicht zu nennen. Sie brauchen ihr nur zu sagen, daß jemand sie unbedingt sprechen muß.“

„Reden Sie doch nicht so laut,“ zischelte sie. „Die Herrschaft wacht ja auf, wenn sie nicht überhaupt schon wach ist!“

„Gehen Sie,“ bat er.

Sie schwieg und sah ihn wiederum an, und er sah sie gleichfalls an.

„Also gut,“ flüsterte sie schließlich. „Ich werde es dem Fräulein ausrichten.“

Damit schloß sie die Tür, und man hörte sie davonhuschen.

Sponer stand da, und nach einigen Momenten hörte er unten im Treppenhaus den Portier ein paar Schritte tun, offenbar wollte er nachsehen, ob Sponer noch da sei. Dann ward es wieder still, der Portier lauschte wohl herauf. Doch öffnete das Mädchen eben wieder die Tür.

„Sie ist nicht da,“ flüsterte sie.

„Wer ist nicht da?“ stammelte Sponer.

„Das Fräulein.“

„Wieso nicht?“

„Sie ist noch nicht zu Hause.“

„Wieso nicht zu Hause?“

„Sie war abends eingeladen und ist noch nicht da.“

„Um diese Zeit?“

„Ja.“

„Es ist nicht wahr!“ rief Sponer unterdrückt.

Sie zog die Brauen zusammen. „Was ist nicht wahr?“ fragte sie.

„Daß sie nicht zu Hause ist! Sie wollen mich bloß nicht melden.“

„So?“ sagte sie. „Glauben Sie? Ich kann Sie allerdings nicht auffordern, sich selbst zu überzeugen. Also glauben Sie's oder glauben Sie's nicht.“

Damit schloß sie die Tür. Sponer wollte den Fuß dazwischenstellen, kam aber zu spät. Er pochte heftig an und rief hinein, er glaube es ja, aber er wolle wenigstens wissen, wann Marisabelle nach Hause kommen werde. Doch bekam er keine Antwort. Er stand wütend da, endlich ging er die Treppe wieder hinab.

Unten stand der Portier.

„Nun?“ fragte er.

„Sie ist angeblich nicht da,“ murmelte Sponer.

„Nun, sehen Sie!“ sagte der Portier und drehte das Licht im Treppenhaus ab.

„Was: sehen Sie!“ rief Sponer. „Sie dachten doch selbst, sie wäre da! Wo soll sie denn sein! Natürlich ist sie oben!“

„Sie war aber eingeladen,“ sagte der Portier. „Ich habe sie aus dem Haus gehen sehen, vor zehn Uhr. Sie ist eben noch nicht zurück, sie wird...“

Er verstummte auf einen Wink Sponers.

Sie standen jetzt wieder in der Einfahrt, und draußen vor dem Hause war ein Wagen vorgefahren, man hörte, daß Leute, die ausgestiegen waren, vor dem Hause sprachen und sich verabschiedeten. Sponer unterschied Marisabelles Stimme.

Dann ward ein Schlüssel von außen in das Schloß des Haustors gesteckt, drehte sich jedoch nicht, da das Tor ja nicht versperrt war, doch fielen die Schlüssel des Portiers an der Innenseite zu Boden, und das Tor ward geöffnet.

Marisabelle und ihr Bruder traten ein.

Sie trug ein Abendkleid und einen Pelz, er einen Mantel überm Abendanzug und einen schwarzen Hut.

Während der Portier grüßte, seine Schlüssel vom Boden aufhob und der junge Raschitz ihn fragte, was denn da los sei, trat Marisabelle ein paar Schritte näher und erkannte Sponer.

Sie blieb sofort stehen, und auch der junge Raschitz blickte her.

Sponer ging auf Marisabelle zu.

Sie wich vor ihm jedoch nicht zurück, sie starrte ihm bloß entgegen, sie regte sich nicht, sie mochte aus der Situation und aus seinem Gesichtsausdruck schließen, daß etwas ganz Ungewöhnliches geschehen sei oder noch geschah. Er blieb hart bei ihr stehen, beugte sich zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

In diesem Augenblick trat auch der junge Raschitz heran und fragte mit schrill und herausfordernd klingender Stimme, was denn dieser Mensch von ihr wolle.

Marisabelle, ohne ihn anzusehen, winkte ihm mit einer Kopfbewegung ab, und Sponer gab überhaupt nicht auf ihn acht und sprach unterdrückt weiter.

Marisabelle verfärbte sich.

„Was will der Kerl schon wieder?“ schrie der junge Mensch dazwischen. „Soll ich ihn niederschlagen?“

Marisabelle, weiß im Gesicht, wandte sich zu ihm herum.

„Geh hinauf,“ sagte sie mit eigentümlich gepreßter Stimme. „Ich habe mit ihm zu reden.“

„Was will er denn von dir?“

„Ich kann es dir nicht sagen. Geh voraus!“

„Wozu?“

„Du siehst doch, daß er mir etwas zu sagen hat.“

„Was hat er dir zu sagen?“

„Das geht dich nichts an.“

„Ich dulde aber nicht, daß er dich belästigt!“

„Fahr ab!“ schrie sie, und ihre Stimme überschlug sich. „Du hast mich nicht zu kontrollieren!“

Er sah sie fassungslos an.

„Geh!“ schrie sie. „Ich habe hier zu sprechen, verstehst du nicht?“

Er blickte ihr entgeistert ins Gesicht, hob dann aber auf einmal die Fäuste in den weißen Wildlederhandschuhen, als wolle er jemanden schlagen.

„Mach, daß du fortkommst!“ schrie sie.

Er ließ die Fäuste sinken, stand noch einen Moment lang da, wandte sich dann mit einem Fluch herum und trat wütend in das Stiegenhaus. Man hörte ihn die Treppe hinauflaufen.

Der Portier starrte herüber. Marisabelle winkte ihm, zu gehen. Er versperrte hastig das Tor und zog sich in seine Wohnung zurück. Marisabelle sah Sponer an, ihre Augen waren weit offen, und ihre Lippen zitterten.

„Es ist nicht möglich,“ brachte sie schließlich hervor. „Ich kann Sie nicht richtig verstanden haben.“

Er zuckte die Achseln.

„Sie haben ganz richtig verstanden,“ sagte er.

„Wer ist denn der Tote?“ stammelte sie.

„Ein Amerikaner,“ sagte er. „Jack Mortimer, ein Gangster, von einem andern erschossen. Aber es ist gleichgültig, wer es ist und wer der Mörder war. Denn ich selber könnte es nun nicht mehr beweisen, daß ich es nicht gewesen bin, der ihn getötet hat. Um nichts mehr in der Welt könnte ich irgendwen davon überzeugen, daß ich unschuldig bin. Man ist mir schon auf der Spur. Ich glaube zwar nicht, daß man mich hier vermutet, aber es könnte Ihnen dennoch gefährlich werden, daß ich hier bin...“

Sie machte nur eine wegwerfende Bewegung.

„Denn ich bin verloren,“ sagte er. „Morgen schon wird man mich verhaften. Ich hätte nichts weiter zu tun brauchen, als auf ein Kommissariat zu fahren und zu melden, ich hätte einen Toten im Wagen und wisse nicht, von wem er erschossen worden sei, und die Leute hätten mir's schließlich glauben müssen, und ich wäre gerettet gewesen. Statt dessen aber habe ich alles andre getan, um mich zu retten, in Wirklichkeit jedoch habe ich nichts getan, als mich zu ruinieren. Ich sehe es jetzt ein. Hätte ich es aber nicht getan, so wäre ich jetzt nicht hier. Hätte ich nicht Blut, das ich nicht vergossen habe, an den Händen, so hätte ich Sie nie wiedergesehen. Wäre ich nicht verloren, so hätte ich nicht kommen können, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe.“

Damit ließ er sich in die Knie fallen, schlang die Arme um sie und verbarg sein Gesicht in ihrem Schoß.

Statt sich von ihm loszumachen, statt ihn von sich zu stoßen und zurückzuweichen, beugte sie sich im Stehen nach rückwärts, schloß die Augen, und ihre Hän-

de tasteten einen Moment ins Leere, dann irrten sie über sein Haar und seine Schultern. Eine krampfartige Bewegung wie die eines Menschen, der abgewendeten Gesichtes schluchzt, überlief ihn.

„Stehen Sie auf,“ flüsterte sie schließlich. „Wir können hier nicht bleiben, kommen Sie!“

Er erhob sich, ein wenig taumelnd. Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn die Treppen hinauf. Vor ihrer Wohnung blieb sie stehen. „Warten Sie hier einen Moment,“ sagte sie. Sie holte einen Schlüssel aus ihrer Tasche und schloß die Tür auf. Nach ein paar Augenblicken erschien sie wieder. Sie hatte einen Schlüsselbund in der Hand.

„Kommen Sie,“ sagte sie. Sie liefen die nächste Treppe hinauf, und mit Hilfe der Schlüssel, die sie geholt hatte, öffnete sie eine Wohnungstür. Auf dem Messingschild las er: Dorfmeister.

Sie traten in einen Vorraum. Sie machte Licht, schloß die Tür ab und ließ die Schlüssel stecken. Dann öffnete sie die nächste Tür, sie traten in ein Zimmer, das seit langem unbewohnt schien, dann in ein zweites, einen Schlafraum, in dem die Möbel mit Überzügen verhängt und die Vorhänge abgenommen waren. Auch um den Lüster hing ein großer, sackartiger Überzug, durch den die Lichter, als Mariabelle sie andrehte, nur gedämpft hindurchschienen. Die Luft war abgestanden und roch nach Kampf.

„Wo sind wir?“ fragte er.

„Hier,“ sagte sie, „wohnen Verwandte von uns. Aber sie sind jetzt nicht da. Sie sind verreist.“

Sie standen an der Tür und blickten in den eigentümlich groß und leer aussehenden halbdunklen Raum. Er tastete nach ihren Händen und begann sie zu pressen. Er hob ihre Hände empor, legte sie sich auf die Augen und verbarg sein Gesicht darin.

Sie lehnte an der Wand und sah ihn an. Ein paarmal öffnete sie die Lippen, um etwas zu sagen.

„Warum,“ fragte sie schließlich, „haben Sie es getan?“ Er schien nicht zu hören und bedeckte die Innenflächen ihrer Hände mit Küssen.

„Warum Sie es getan haben?“ wiederholte sie.

Er blickte auf. „Was?“ fragte er. Im honigfarbenen Dämmer, den der verhüllte Kronleuchter um sich warf, schimmerte ihr Gesicht durchscheinend wie Alabaster, als leuchte ihre Blässe von innen her, und ihre Augen starrten unnatürlich groß im Kranz der langen, strahlenden Wimpern.

„Was?“ fragte er nochmals. „Was habe ich getan?“ Und er beugte sich langsam zu ihr und küßte sie auf den Mund.

Sie erwiderte den Kuß nicht. Sie wartete, bis seine Lippen sich wieder von den ihren lösten, dann sagte sie: „Warum haben Sie diesen Menschen getötet?“

Er verstand nicht sogleich. „Wie?“ fragte er.

„Warum Sie ihn getötet haben?“ wiederholte sie.

„Ich?“ fragte er. „Wen?“

„Jack Mortimer.“

„Jack Mortimer?“

„Ja.“

„Sie glauben, ich hätte es getan?“

„Ja.“

Er richtete sich auf. „Sind Sie denn wahnsinnig?“ rief er.

„Warum?“ fragte sie und zog die Brauen zusammen.

„Sie glauben, ich wäre zu Ihnen gekommen, wenn ich es wirklich getan hätte, und hätte es Ihnen gesagt?“

Sie hob die Achseln und ließ sie wieder fallen.

„Sie sagen doch, daß Sie mich lieben,“ murmelte sie. „Warum hätten Sie nicht zu mir kommen sollen, auch wenn Sie wirklich...“

„Sie halten mich dessen für fähig?“ rief er.

Sie sah ihn an.

„Ich weiß es nicht,“ murmelte sie schließlich, und ein Ausdruck von Unsicherheit trat in ihre Augen. „Oder,“ fuhr sie nach einem Moment fort, „wären Sie nicht zu mir gekommen, wenn Sie es getan hätten?“

Er fand im Augenblick keine Antwort.

„Was hätten Sie,“ sagte sie, „erwartet, daß ich tun würde, wenn Sie zu mir gekommen wären, um es mir zu gestehen? Meinen Sie, ich hätte geschrien, das Haus alarmiert, Sie angezeigt?“

„Ich wäre,“ stammelte er, „gar nicht gekommen.“

„Nicht?“

Er schwieg.

„Ich habe Ihnen ja,“ sagte sie, „gestern gesagt, daß Sie mich gar nicht lieben.“

„Warum nicht?“

Sie richtete sich auf, ging durch den Raum und ließ sich auf die Bettkante nieder. „Weil Sie sonst,“ sagte sie und strich sich die Haare zurück, „hätten kommen müssen, auch wenn Sie es getan hätten. Wenn Sie mich lieben würden, so hätten Sie es mir sagen müssen, daß Sie es getan haben. Wenn Sie fähig gewesen wären, die Tat zu tun, hätten Sie auch mich für fähig halten müssen, Sie anzuhören.“

Es entstand eine vollkommene Stille. Sie sahen einander an. Dann ging er langsam zu ihr hinüber.

Wie er näher und näher kam, sank sie fast unmerklich zurück.

Er war nun nicht mehr der Mensch, der sie auf der Straße angesprochen hatte, weil er in sie verliebt war, und den man wegschicken konnte, weil es lächerlich gewesen wäre, mit ihm mehr als ein paar Worte zu sprechen, nur weil er zufällig hübsche Augen hatte. Er war nicht mehr der Chauffeur, dem man sagen konnte, man wünsche jetzt keinen Wagen, man wolle nicht belästigt werden, und am wenigsten vor dem eigenen Hause. Er war nicht mehr irgendeiner, mit dem es unmöglich war, sich wiederzutreffen, weil er ein Niemand war und von irgendwoher. Er war nur mehr der, der morgen geliefert sein würde und der kam, weil er geliefert war; und vor ihm, der auf sie zutrat im schrecklichen Schmuck des Verbrechens, brach alles in ihr, Zurückhaltung, Anstand, Erziehung und Rang, zu nichts zusammen. Sie hatte nie daran gedacht, ihn wirklich anzuhören, nun, da er gekommen war, gehetzt, übernächtigt, verfolgt, verloren, verfiel sie ihm.

Er trat zu ihr heran, riß sie empor und küßte sie. Ihre Lippen fanden nicht mehr voneinander. Sie ließen sich hinsinken, und das Dunkel ihrer geschlossenen Lider, ihres Schicksals und ihrer verzweifelten Liebe schlug über ihnen zusammen.

Kapitel 10

Er erwachte vom Morgengrauen, das durch die vorhanglosen Scheiben brach. Marisabelle schlief noch. Er zog seinen linken Arm, auf dem sie lag, unter ihr hervor, ohne sie zu wecken. Dann setzte er sich lautlos auf. Die Fenster gingen auf einen Garten hinaus. Grauer Wust von halbentlaubten, nebeltropfenden Bäumen, hinter nassen Ziegeldächern und schmutzigen Schornsteinen, als stiege alles aus schlammigem Schaume herauf, zeigte sich im ersten Licht; auch im Zimmer zeichneten einzelne spiegelnde Flächen der Möbel und das Schimmern von Glas und Beschlägen sich aus dem Dunkel ab, und im Dämmer ausgestreckt lag Marisabelle, nur ihr Gesicht leuchtete weiß zwischen wirrem Haar.

Es mochte sechs Uhr morgens sein.

Er tastete vorsichtig nach seinen Sachen und raffte sie zusammen. Dann versuchte er, Marisabelle ins Gesicht zu sehen. Sie hatte im Schlaf die Brauen zusammengesogen, als schliefe sie nicht, sondern als dächte sie an irgendeine Qual, aber das übrige Gesicht zeigte dennoch nur, daß sie schlief, es war fern und abweisend wie das aller Schlafenden, und wenn sie doch dachte und beschäftigt war, so war es etwas Unnahbares, das sich in ihr vollzog und von dem sie, wäre sie erwacht, selber nichts mehr gewußt hätte.

Er wollte ihren Mund küssen, wagte es aber nicht, um sie nicht zu wecken. Was hätte er ihr, wäre sie erwacht, sagen sollen? Daß nun Tag wäre und daß alles zu Ende sei? Täglich stehen Tausende auf und sagen: Adieu, es ist zu Ende. Es ist völlig abgebraucht, es ist meist schon zu Ende, bevor es begonnen hat. Es zu sagen hatte keinen Sinn mehr für einen, für den es wirklich zu Ende war. Es war völlig zu Ende, es half nichts, daß er sie grenzenlos liebte, es war Tag, und es war alles vorbei.

Er näherte nur sein Gesicht dem ihren, bis ihr Atem ihn berührte. So blieb er, reglos. Das war ihr letzter Kuß. Dann ging er.

Er schloß lautlos die Tür des Zimmers hinter sich, durchquerte den Vorraum, da staken die Schlüssel noch an der Wohnungstür. Er schloß auf, trat hinaus und zog die Tür hinter sich zu.

Im Treppenhaus brannte noch Licht. Er ging eine Treppe hinab, da erlosch das Licht plötzlich. Doch rieselte die Dämmerung herein.

Unten im Flur schloß der Portier eben das Haustor auf. Er hatte vorhin auch das Licht ausgelöscht. Als Sponer vorbeikam, sah der Mann ihn entgeistert an, weil er, Sponer, noch immer im Hause gewesen.

Sponer ging an ihm vorbei, kehrte aber plötzlich um und sagte: „Ist Ihnen etwas nicht recht? Glauben Sie etwa, ich hätte inzwischen etwas gestohlen? Hätten Sie vielleicht Lust, mich anzuzeigen? Zeigen Sie mich nur an. Wir hätten sogar denselben Weg. Aber Sie würden sich wundern, wie man Sie empfangen würde, wenn Sie mich bei der Polizei abliefern wollten, bloß weil ich mich in der Nacht hier herumgetrieben habe.“ Dann dachte er wieder an Marisabelle, wandte sich um und ging. Immerhin hatte er inzwischen beschlossen, nicht auf ein Kommissariat zu gehen und sich dort dem Erstaunen und der Wichtigtuerei der Beamten auszusetzen. Er faßte den Entschluß, ins Bristol zurückzukehren, sich auf Mortimers

Zimmer zu begeben, von dort aus die Polizei anzurufen und seine Verhaftung mit einer gewissen Haltung zu erwarten. Er ging die Alleegasse hinab, nun kamen die Parkanlagen, zwischen denen er Marisabelle angesprochen hatte, Krähenschwärme stiegen kreischend von den Wiesen auf. Klapperndes und rasselndes Stadtfuhrwerk zog hastig an ihm vorbei. Von den langsamen Wagen vom Lande war keiner mehr zu sehen.

Eine Straßenbahn bog gellend um eine Kurve. Er überquerte den Ring und betrat das Bristol.

Unten hielt niemand ihn auf. Sonderbarerweise sah er auch keinen Portier in der Loge. Beim Lift stand niemand, aber ein paar Angestellte kamen aus einem Seitengang und liefen die Treppe hinauf.

Er folgte ihnen langsam. Im ersten Geschoß bog er nach links. Da lag wieder der spiegelnde Marmorgang, grell erleuchtet, fensterlos, hermetisch wie in einem Traum. Oder wie der Gang zwischen den Kabinen in einem gesunkenen Dampfer, dachte er. Die Lichter brannten noch, weil die elektrische Zentrale noch funktionierte. Auch das Wasser konnte hier nicht herein. Die zusammengepreßte Luft verhinderte es. Sonderbar, daß der Boden nicht schief liegt, dachte er.

Die Luft war wirklich wie zusammengepreßt, überhitzt von der Heizung, trocken, staubig wie in der Nacht. Er atmete schwer. Auf einige Entfernung sah er eine Gruppe von Leuten vor einer Tür stehen, einige hastig eintreten, und andere kamen wieder heraus.

Es war Mortimers Tür.

Ach, dachte er, natürlich! Das hatte ich vergessen. Die Polizei ist ja da, wahrscheinlich durchsucht sie Mortimers Gepäck, wozu eigentlich, er ist ja doch tot, das weiß man nun schon, was kramt man noch in seinen Sachen? Und dann fiel ihm auch ein, daß er selber ja die Tür versperrt hatte, als er geflohen war, die Montemayors waren eine Zeitlang eingeschlossen gewesen; er lachte ein wenig bei dem Gedanken.

Den Schlüssel hatte er noch in der Manteltasche. Er würde ihn, dachte er, ehe er ins Gefängnis gebracht ward, abliefern, damit das Hotel keinen Schaden hätte. Denn die Rechnung würde ja doch niemand bezahlen.

Aber die Montemayors, dachte er, hätten ja klingeln oder dem Portier telephonieren können, man solle ihnen das Schloß aufsperrn. Wie waren sie übrigens wirklich herausgekommen?

Er irrte. Sie waren immer noch da.

Denn als er vor die Tür kam, sah er im Vorraum Winifred stehen. Schon wieder! dachte er. Sie machte eben Angaben, die von mehreren Leuten, die da standen, notiert wurden, und dann stand auch noch Hotelpersonal herum, aber anders als in der Nacht, es war offenbar abgelöst worden. Denn es war ja nun schon Tag. Doch im Vorraum brannte noch Licht. Die Tür in den Salon war geschlossen.

Winifred war noch im Abendkleid, den Brokatmantel hatte sie um, in der linken Hand, die herabhing, hielt sie ihre Tasche, die rechte hatte sie in die Hüfte gestützt. Sonderbar steht sie da, dachte Spomer, so aufrecht, als hätte sie was geleistet, sie schien richtig stolz darauf, den falschen Mortimer entlarvt zu haben. Umziehen hätte sie sich wenigstens können, statt diese Parade in Rot und Gold anzubehalten. Sie wurde gefragt und gab Antworten, etwa auf die Art, auf die prominente Leute mehreren Interviewern zugleich Antwort geben; und alles, was sie sag-

te, wurde notiert. Allerdings standen die Männer mit dem Hut auf dem Kopf da und gaben sich nicht die Mühe, ihn in Anwesenheit einer Dame abzunehmen.

Nun, dachte Sponer, eine peinliche Aufregung ist das! Sie fühlt sich so recht als Hauptperson, sie läßt sich's nicht nehmen, jetzt eine Rolle zu spielen, selbst auf die Gefahr hin, daß Montemayor inzwischen schon einen Advokaten geweckt hat und die Scheidung einleitet. Aber ich werde ihr den Spaß stören, denn nun bin ich da, und nun bin ich die Hauptperson.

Er trat in den Vorraum. Winifred, weil die andern eben eine Antwort, die sie gegeben hatte, notierten, blickte um sich und sah Sponer. Sie erkannte ihn sofort, das sah er an ihren Augen, sonderbarerweise aber nahm sie keine weitere Notiz von ihm. Statt aufzuschreien: „Das ist er!“ sah sie ihn ein paar Sekunden lang an, dann blickte sie wieder weg.

Sponer war, das mußte er sich gestehen, mehr als erstaunt. Bildete er sich's bloß ein, daß sie ihn angesehen hatte? Aber auch die anderen beachteten ihn gar nicht. Einer von den Leuten, die Notizen machten, und ein anderer, der eben den Wortlaut der letzten Notiz auf deutsch diktierte, schien von der Polizei zu sein. Und die übrigen, dachte Sponer, die gleichfalls schrieben? Wahrscheinlich Reporter. Und dann war auch noch ein Mensch da, der von der Hoteldirektion sein mußte, das verriet sein offizieller Anzug. Das Personal stand da wie Leute, die zu arbeiten gewohnt sind, die Hände hängen lassen, wenn sie nur zuzuhorchen haben. Und alle sahen Winifred an, und niemand beachtete Sponer. Der eine Kriminalbeamte diktierte, die andern schrieben, und das Personal starrte vor sich hin.

Er wollte vortreten und sagen, nun sei er also da, er stelle sich freiwillig, aber ein sonderbares Gefühl von Unwirklichkeit überkam ihn plötzlich. Es kümmerte sich niemand von all den Leuten um ihn. Zwar, auch um Mortimer hatte sich niemand gekümmert, als er tot im Wagen lag und die Passanten vorübergeeilt waren, als sei nichts geschehen, aber ihn, Sponer, hatte man doch gesucht, die Marie Fiala war schon nicht mehr zurückgekommen, die war festgenommen worden... Oder, dachte er, vielleicht ist sie aus einem andern Grunde nicht... Wie? Es wäre denkbar, daß man dennoch nicht wüßte, daß ich... Aber Winifred wußte es doch! Warum tat sie, als sei er gar nicht da? Die phantastische Einbildung, daß er wirklich nicht da sei, daß das Ganze nichts sei als die Vorstellung, wie es gewesen wäre, wenn er sich im Bristol gemeldet hätte, überkam ihn...

In diesem Moment richtete der Beamte, der früher diktiert hatte, an Winifred wieder eine Frage.

„Wann,“ fragte er in erträglichem Englisch, „verließ Montemayor Sie gestern abend, und wann kam er wieder zurück?“

„Er kam,“ sagte Winifred, „gegen halb sechs Uhr von der Probe. Wir tranken Tee in der Halle, er jedoch stand nach einigen Minuten schon wieder auf und sagte mir, er hätte noch etwas zu besorgen. Er fuhr mit dem Lift in sein Zimmer, erschien aber nach kurzer Zeit wiederum, ich saß noch da und sah, wie er aus dem Lift trat, an der Office und dem Portier vorbeiging und das Hotel verließ. Als er wiederkam, war es knapp vor sieben. Ich war schon auf meinem Zimmer...“

„Von wo aus Sie inzwischen das Bristol angerufen hatten?“

„Ja. Ich hörte dann meinen Mann in den Salon treten und auf sein Zimmer gehen.“

Die Notierenden schrieben: Sponer sah von einem zum andern. Winifred blickte ihn wieder an. Sie konnte ihn nun unmöglich übersehen haben. Aber nach einem kurzen Augenblick der Nachdenklichkeit sah sie woanders hin. Und dann richtete der Beamte eine weitere Frage an sie.

„Wie spät,“ fragte er, „war es, als Sie das Bristol betraten?“

„Ein Uhr nachts ungefähr,“ sagte sie.

„Und als Ihr Mann kam?“

„Er ging mir ja sofort nach.“

„Ich meine, als er hier eintrat.“

„Eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde später, ich kann das nicht mehr so genau abschätzen.“

Und während Notizen gemacht wurden, fragte der Beamte schon weiter: „Wußten Sie, daß Mortimer einer Bande angehörte?“

„Nein,“ antwortete sie.

„Aber Ihr Mann wußte es?“

„Er behauptete zum mindesten, es zu wissen.“

„Und Sie? Halten Sie es für möglich?“

Sie zuckte die Achseln. „Ja,“ sagte sie. „Möglich ist es. Mein Mann sagte, es sei drüben sogar allgemein bekannt gewesen.“

„Wie erklären Sie sich dann, daß die Polizei nicht gegen ihn eingeschritten ist?“

„Gegen Mortimer?“

„Ja.“

„Welche Polizei? Die amerikanische?“

„Ja.“

Sie lächelte flüchtig. »Das verstehen Sie hier nicht«, sagte sie. »Gegen Gangster schreitet die Polizei drüben nicht ein. Gegen kleine Mitläufer einer Bande vielleicht. Aber gegen Leute in der Position Mortimers bestimmt nicht. Die Polizei ist viel zu machtlos dazu. Sie kann es sich nicht leisten, Staatsanwälte, Senatoren und womöglich ihre eigenen Mitglieder als Gangster zu entlarven. Zudem hätte sich Mortimer jederzeit damit herausreden können, daß er gesagt hätte, er sei bloß protegiert worden.“

„Was heißt das?“

„Das heißt, daß er behauptet hätte, auch seinerseits unter dem Zwang der Banden gestanden zu haben und zu dem, was er tat, gezwungen gewesen zu sein. Protegieren heißt: Geschäftsleute, Bankiers und Industrien ungeschoren zu lassen, wenn sie dafür einen gewissen Teil ihrer Einkünfte an die Banden abliefern. Mortimer hätte sich jederzeit damit entlasten können, daß er gesagt hätte, seine Bank sei einfach protegiert gewesen, und die Polizei hätte das gelten lassen müssen, da sie ja nicht die Macht besessen hätte, ihn vor dieser Protektion zu schützen.“

Der Beamte winkte ab. Das hieß, daß das nicht notiert werden dürfe.

„Montemayor,“ sagte er, „behauptete also zunächst, Mortimer sei andern Banditen zum Opfer gefallen?“

„Ja. Denn diese Leute selbst stehen ja in ständigem Konkurrenzkampf. Sie liefern sich oft förmliche Schlachten. Wissen Sie denn das nicht? Gibt es das hier nicht?“

„Nein.“

„Nicht?“

„Die hiesige Polizei«, sagte der Beamte scharf, »scheint eben besser zu arbeiten als die amerikanische.“

„Oder die hiesigen Banden,“ meinte Winifred, „scheinen wesentlich harmloser zu sein als die von drüben.“

„Das wollen wir dahingestellt sein lassen!“

Winifred zuckte die Achseln. „Mein Mann,“ sagte sie dann, „hatte ja von Ihrer Polizei immerhin eine bessere Meinung als ich. Sonst hätte er mich nicht verhindern wollen, überhaupt Anzeige zu erstatten. Er nahm aber an, daß, wenn ich den Chauffeur auch anzeigte, die Polizei sich dadurch nicht irreführen lassen, sondern über den Chauffeur hinweg dem wirklichen Mörder auf die Spur kommen werde.“

„Zweifellos,“ sagte der Beamte.

So, dachte Sponer, der Chauffeur: das war er selbst.

„Meinen Sie?“ sagte Winifred. „Nun, José, wie gesagt, meinte das bei sich gleichfalls, wenngleich er natürlich mir gegenüber die längste Zeit noch behauptete, ich würde, wenn ich den Chauffeur anzeigte, die wirkliche Spur des Täters nur verwischen, so daß man ihn dann überhaupt nicht mehr finden könne. Er riß mich mit Gewalt vom Telefon weg, und als der Chauffeur gegangen war, redete José immer weiter in mich hinein, bis gegen Morgen, dann gab er es auf.“

Der Beamte begann das ins Deutsche zu übersetzen und es zu diktieren. Sponer benützte die Pause, trat vor und berührte den Beamten am Arm.

„Hier, bitte,“ sagte er.

„Was gibt's?“ fragte der Beamte.

„Hier bin ich,“ sagte Sponer.

„Wer sind Sie?“

„Ich bin Ferdinand Sponer.“

„So?“ sagte der Beamte.

„Ja. Ferdinand Sponer.“

„Und Sie wünschen?“

„Was ich wünsche?“

„Ja. Sind Sie herbestellt?“

„Herbestellt?“

„Ja, herbestellt!“

„Nein, ich bin freiwillig gekommen!“

„Dann warten Sie gefälligst,“ sagte der Beamte, „bis Sie gefragt werden. Unterbrechen Sie das Verhör jetzt nicht.“ Und er schob ihn zurück und diktierte weiter.

Sponer, fassungslos, starrte Winifred an, aber sie nahm nun überhaupt keine Notiz mehr von ihm. Sie hatte ihre Tasche geöffnet und sah hinein, dann schloß sie sie wieder. Auch die andern standen stumm da und sahen vor sich hin. Sponer fragte sich, ob er verrückt geworden sei.

„Montemayor,“ fragte nun der Beamte, „wollte heute morgen mit Ihnen abreisen?“

„Ja,“ antwortete Winifred.

„Ihr Mann mußte sich, als der Chauffeur fort war, doch sagen, daß das Verschwinden Mortimers, beziehungsweise des Chauffeurs, sofort auffallen müsse. Wollte er Sie nicht schließlich doch noch die Anzeige erstatten lassen?“

„Nein,“ sagte Winifred. „Er versuchte bis zum letzten Augenblick, mich zum Schweigen zu veranlassen. Und erst als er endgültig einsah, daß ich sofort Anzeige

erstatten würde, sobald ich konnte, sagte er mir die Wahrheit. Er glaubte eben, daß die Polizei, wenn sie einmal den Chauffeur hätte, unbedingt auch den Mörder finden müsse. Ich aber glaubte es nicht. Ich glaubte, daß der Verdacht am Chauffeur haftenbleiben und nie mehr auf einen andern fallen werde. Mein Mann hätte alles, was er mir gesagt hatte, wieder ableugnen und sich herausreden können. Und deswegen schoß ich ihn nieder.“

Sponer hätte schwören mögen, daß er nicht richtig gehört hatte. War die Person rasend? Wen hatte sie niedergeschossen? Mortimer? Unmöglich! Aber auch die andern, als es nun auf deutsch diktiert wurde, schienen es nicht begriffen zu haben, so ruhig blickten sie vor sich hin.

„Mortimers Colt,“ fuhr Winifred fort, „lag noch auf dem Tisch, wie der Chauffeur ihn hingeworfen hatte, samt Mortimers andern Sachen. Montemayor sagte mir schließlich: wenn ich schon nicht schweigen wolle, obwohl er mich darum bat und mir's befahl, so werde ich doch schweigen, wenn ich erführe, er, Montemayor, hätte es getan, weil er mich liebte. Ich verstand ihn nicht gleich. Da sagte er, er hätte gewußt, wann Mortimer ankommen werde, sei auf den Bahnhof gefahren, habe abseits gewartet, bis Mortimer aus dem Ausgang kam und in einen Wagen stieg, da sei er, von der andern Seite, auf das Trittbrett gesprungen, habe, als der Wagen in Fahrt kam, den Schlag aufgerissen, mehrere Schüsse auf Mortimer abgefeuert, den Schlag wieder zugeworfen, sei abgesprungen, davongerannt und wenig später wieder im Hotel gewesen; und als er zu Ende gesprochen hatte, nahm ich den Colt vom Tisch und schoß ihn nieder.“

Die Notierenden schrieben. Die andern blickten stumm auf Winifred. Durch Sponers Hirn gingen die Worte wie ein ungeheures Dröhnen. Durch Sponers Hirn raste der Wagen, der Wagen Mortimers, mit Montemayor auf dem Trittbrett, in Sponers Ohren krachten die Schüsse, die drei auf der Todesfahrt, die Mortimer durchbohrt hatten, und der vierte, der Montemayor niederwarf. Die Nacht, die Fahrt mit dem Toten, die Straßen, das Blinken des Stroms, das Dunkel der Treppenhäuser, der Ausdruck in den Augen Marisabelles, das Morgengrauen, die Gespenster der Nacht rasten wie ein entsetzlicher Wirbelsturm durch Sponers Hirn.

„Denn José liebte mich nicht,“ fuhr Winifred fort. „Es war nur Eitelkeit und Eifersucht und Haß, die ihn getrieben haben, Mortimer zu töten. Ich aber liebte Mortimer grenzenlos. Hätte ich für ihn sterben können, so hätte ich es getan. Nun ist er freilich tot, und ich lebe. Aber meine Leben ist nur mehr ein Opfer für ihn, weil ich Montemayor um seinetwillen getötet habe.“

Es entstand eine Pause. Dann sagte der Beamte etwas, ungefähr des Inhalts, es müsse auch noch durch Indizien bewiesen werden, daß Montemayor wirklich Mortimers Mörder gewesen sei. Vorläufig aber könne der Hergang von Montemayors Erschießung an Hand der Situation rekonstruiert werden.

Damit stieß er die Tür zum Salon auf. Da lag Montemayor auf dem Teppich, im Abendanzug, die Eintretenden stellten sich schweigend um ihn herum, und zu seinen Häupten trat Winifred hin. Im Tageslicht, das durch die Scheiben fiel, wirkten der Puder und das Rouge auf ihrem Gesicht übermäßig deutlich. Unwahrscheinlich schien das platinierte Haar, und die Farben ihres Abendmantels, wenn die Falten sich rührten, leuchteten wie eine flackernde rotgoldene Flamme.

Montemayor lag auf seiner rechten Seite, seine Fäuste waren geballt, und sein Antlitz, zur Decke gewendet, war schon schneeweiß. Aber es hatte doch einen sonderbar kühnen und ruhigen Ausdruck zugleich.

Denn wenn auch das ganze Meer zwischen hier und den Savannen brauste, so war er ja nun doch gefallen wie ein Peon, der er eigentlich immer noch war, wie, bei einem Streit mit seinen Gegnern, einem Streit um eine Geliebte, ein Peon fällt, mit der Kugel, mit Mortimers Kugel im Herzen.

Indes die andern noch schweigend dastanden, wich Sponer lautlos zurück. Niemand beachtete ihn. Er gelangte, langsam rückwärts gehend, bis zu Tür. Hinter sich greifend, öffnete er sie, war mit einem Sprung aus dem Raum, warf die Tür zu und rannte den Gang entlang, die Treppen hinab und durch die Halle und die Drehtür und stand im Freien.

Er lief quer über den Ring. Daß er sich auf jeden Fall noch werde zu stellen und Aussage zu leisten haben, wußte er, und daß er das Verschwinden des Toten verantworten müsse. Nur jetzt, im Augenblick, konnte er sich nicht festhalten lassen. Er lief über den Karlsplatz, zwischen den Anlagen hindurch, und die Alleegasse hinauf bis zu Marisabelles Haus, riß das Tor auf und jagte durch die Einfahrt und über die Treppen. Vor der Raschitzschen Wohnung kam er mit fliegendem Atem an und klingelte. Noch nach Luft ringend, riß er sich die Kappe vom Kopf und strich sich die Haare zurück. Die Tür ward inzwischen geöffnet. Die junge Person, mit der er schon in der Nacht gesprochen hatte, stand da. Er wollte etwas sagen, war aber noch so außer Atem, daß er zunächst kein Wort zustande brachte. „Das Fräulein!“ stammelte er schließlich.

Sie starrte ihn an. „Sie sind es? Schon wieder?“

„Das Fräulein!“ wiederholte er. „Holen Sie sie doch!“

Sie schien nicht ganz zu begreifen.

„Aber sie ist doch,“ sagte sie schließlich, „noch immer nicht da!“

„Nicht da?“

„Nein. Sie ist gar nicht nach Hause gekommen. Was wollen Sie eigentlich von ihr? Wissen denn Sie nicht, wo sie ist? Ist etwas geschehen? Wieso wollen Sie sie denn immerzu sprechen?“

Er gab nicht weiter auf sie acht. Marisabelle mußte noch oben sein. Er wandte sich um und rannte die Treppe weiter hinauf. Die Person starrte ihm nach. An der Dorfmeisterschen Wohnung klingelte er und schlug gleich darauf mit beiden Fäusten an die Tür. Dann lehnte er sich mit der Hand daran, ließ den Kopf auf die Hand sinken, auf einmal verbarg er sein Gesicht in beide Hände, schloß die Augen, und das Gesicht bedeckt von den Händen, und wenngleich er noch kaum Luft zum Atmen fand, lächelte er plötzlich, er lächelte wie in einem Traum, als ob es wieder Marisabelles Hände wären, in die er sein Gesicht verborgen hätte.

Hinter der Tür kamen leichte, hastige Schritte heran, er richtete sich auf, die Tür wurde geöffnet.

Aus dem Schlaf gerissen und mit verwirrtem Haar, den Pelzmantel übergeworfen, stand Marisabelle da.

Er tat einen Schritt unter die Tür, doch versagten ihm, als er sie sah, die Lippen, bloß die Hände streckte er nach ihr aus.

Sie sah ihn entgeistert an.

„Ich...“ stammelte er endlich, „ich bin frei! Es war Montemayor.“

Sie wich vor ihm zurück.

„Was?“ stotterte sie. „Wer?“

„Montemayor! Der Mann, der Mortimer getötet hat... Es war seiner Frau wegen... Er sprang auf den Wagen auf und erschoss ihn während der Fahrt, hat er ihr gesagt.“

Sie trat noch zwei Schritte zurück.

„Was wollen Sie denn hier?“ fragte sie schließlich.

Er verstand nicht. „Was ich hier will?“ fragte er und atmete und versuchte zu lachen und sah sie an.

„Ja. Wie konnten Sie denn zurückkommen?“

„Zu wem?“

„Zu wem? Zu mir!“

„Zu wem sonst.“ rief er, „hätte ich zurücksollen als zu dir!“

„Schreien Sie doch nicht so!“ zischte sie. „Sie sind ja verrückt! Gehen Sie!“

Er begriff nicht.

„Gehen Sie!“ wiederholte sie.

„Gehen?“

„Ja! Sofort!“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte er.

„Ich verstehe dich nicht,“ rief sie unterdrückt. „Was fällt dir denn ein, hier noch heraufzulaufen! Wenn man dich sieht!“

Er starrte sie an. Er wollte etwas sagen, doch gehorchten ihm die Lippen nicht.

„Dachtest denn auch du,“ stammelte er schließlich, „du würdest mich nicht wiedersehen?“

„Jetzt jedenfalls nicht!“

„Ach,“ stammelte er, „du hast es also nur getan, weil du glaubtest, ich sei ohnedies verloren?“

„Du bist es ja nicht mehr!“ rief sie. „Du sagst doch, du wärst freigekommen!“

„Und deshalb soll ich wieder gehen?“

„Man kann dich doch sehen! Was bist du denn überhaupt fort, ohne mich aufzuwecken? Wie konntest du mich denn hier oben weiterschlafen lassen! Du stellst mich doch bloß!“

„Ich stelle dich bloß?“

„Natürlich!“

„Und in der Nacht,“ rief er, „habe ich dich nicht bloßgestellt?“

„Da war man doch hinter dir her!“

„Du hast es also wirklich nur getan, weil du geglaubt hast, daß ich verloren bin?“

„Wirfst du mir's auch noch vor?“

„Nein, aber warum zerstörst du es wiederum?“

„Du selbst tust es doch! Du bringst mich in eine ganz unmögliche Lage!“

„Indem mein erster Weg der Weg zu dir war?“

„Nein, indem du dich hier wieder zeigst! Was soll man sich denn von mir denken?“

„Das, was du diese Nacht für mich warst!“

„So!“ rief sie. „Und du?“

„Ich?“

„Ja. Du bist doch jetzt frei, sagst du! Du bist doch auch nicht mehr derselbe! Und es ist jetzt nicht mehr Nacht. Was hast du davon, wenn du mich bloßstellst?“

„Das,“ stammelte er, „wollte ich ja nicht!“

„Du tust es aber! Und dann: du bist gekommen und hast gesagt, du wärst verloren, und nun kommst du und sagst, es sei alles nicht wahr und es sei gar nichts geschehen.“

„Ich dachte,“ murmelte er, „du würdest dich mit mir darüber freuen.“

„Ja,“ sagte sie, „aber wie kannst du mich trotzdem in diese Lage bringen?“

„In welche Lage?“

Sie gab keine Antwort. Sie sahen einander nur an.

„In welche Lage?“ wiederholte er. „Mich überhaupt wiederzusehen?“

Sie schwieg.

„Willst du vielleicht sagen, ich hätte nie wiederkommen dürfen?“

„Ich,“ antwortete sie, „hätte alles für dich getan, aber du hättest mir dann nicht sagen sollen, daß es nicht nötig war. Es ist vorbei, und du hättest mich nicht mehr daran erinnern dürfen, daß ich es getan habe. Verstehst du denn nicht?“

So! dachte er. Verstehst du denn nicht? O ja. Ich beginne zu verstehen. Es gibt eben Frauen, die man nicht wiedersehen soll, und es gibt Männer, die sich nicht wieder zeigen dürfen. Chauffeure zum Beispiel, wenn sie ein paar Stunden lang die Geliebten von Mädchen aus gutem Hause gewesen sind. Es gibt eben solche Mädchen, die man nicht bloßstellen darf, und andere, die sich für einen verhaften lassen. Solche, von denen man nicht wissen darf, was sie getan haben, und andere, von denen es in allen Zeitungen stehen würde, daß sie sich opfern wollten. Mädchen, zu denen man nicht zurückkehren durfte, und andere, die auf einen warteten, jahrelang, und zu denen man nicht zurückkam...

„Siehst du denn nicht ein,“ sagte sie, „daß es unmöglich ist, wenn du so ohne weiteres herkommst, du kompromittierst mich dadurch, du müßtest doch Rücksicht haben! Wenn ich selbst keine Rücksicht genommen habe, diese Nacht,“ sagte sie und schlug die Augen zu Boden, „so war das doch etwas anderes. Aber jetzt darfst du dich doch nicht mehr über alles hinwegsetzen. Du vergißt,“ sagte sie, „daß...“ Sie brach ab und suchte nach Worten.

„Ganz recht,“ sagte er nach einem Moment, „ich vergesse, daß du kein Mädchen aus der Vorstadt bist, mit dem ich mich zeigen kann, wo ich will und wann ich will. Ich vergesse, daß du auf deinen Ruf zu achten hast, weil deine Leute dich sonst fallenlassen. Ich vergesse, daß wir uns unmöglich zusammen sehen lassen können, daß alles, was du für mich tun konntest, eine Angelegenheit von Stunden war, und daß du nicht meine Geliebte sein kannst. Ich vergesse, daß ich das zu vergessen habe. Aber ich danke dir,“ sagte er und trat auf sie zu und küßte ihr die Hände, „ich danke dir, daß du es warst.“

Damit sah er sie noch einen Augenblick lang an, dann ließ er ihre Hände fallen und wandte sich um. Sie griff nach seinem Arm. „Höre,“ sagte sie, „ich will nicht, daß du glaubst, ich...“

Sie verstummte. Über die Treppe hörte man jemanden heraufkommen. Es waren rasche, hastige Schritte, immer über zwei Stufen auf einmal. Gleich darauf erschien Marisabelles Bruder in der Tür.

Er sah die beiden und wollte etwas sagen. Als aber Sponer auf die Tür zukam, wich er auf den Vorplatz zurück. Sponer trat aus der Tür. In diesem Moment warf sich der junge Raschitz von der Seite her auf ihn. Sponer jedoch wandte sich blitzschnell zu ihm herum und schlug ihn zu Boden.

Dann ging er.

Er ging langsam, die Hände in den Manteltaschen, den Vorstädten zu. In seinen Augen war ein sonderbarer Blick, als sähe er nicht, was er sah.

Nach einiger Zeit zündete er sich eine Zigarette an. Als er aber ein paar Züge getan hatte, merkte er, daß es eine Honigzigarette sei. Es war noch eine von Mortimers Zigaretten. Er warf sie weg.

Er brauchte über eine halbe Stunde, ehe er in seine Gegend kam. Aber er schlug nicht die Richtung zu seiner Wohnung ein, sondern er ging auf das Haus der Fialas zu.

Er kam an einem Leierkastenmann vorbei, der im rieselnden Regen stand. Das Instrument war mit einer Plache bedeckt.

Er spielte die *Castilliana*.

Sponer, im Vorbeigehen, warf ihm ein Geldstück zu, denn das Lied rührte irgend etwas in seinem Innern sonderbar an.

Es kam ihm bekannt vor, aber er wußte nicht mehr, was es war.

An einer Straßenecke sah er Marie stehen.

Eine Welle von Scham schlug ihm für einen Moment ins Gesicht. Aber er sah ein, daß er durch sie hindurchgehen müsse.

Als Marie ihn erblickte, kam sie mit eigentümlichem, fast taumelndem Gang auf ihn zu und hielt ihm den Briefumschlag mit dem Geld hin. Dann fiel sie schluchzend an seinen Hals.

Er nahm sie in die Arme, und so standen sie einige Augenblicke bewegungslos und ohne zu sprechen. Ein paar Leute sahen erstaunt herüber.

Er streichelte ihr das Haar.

„Ich danke dir,“ sagte er und nahm das Geld. „Aber ich habe es nicht mehr nötig. Ich bin schuldlos.“

„Was,“ schluchzte sie, „hast du denn getan?“

Er küßte sie. „Du wirst es vielleicht nicht verstehen,“ sagte er. „Ich war nur auf dem Weg zu dir. Ich war Jack Mortimer.“

